Unter den vier ersten Königen Bayerns.

Nach Briefen und eigenen Erinnerungen

von

Luise von Kobell.

Erster Band.

Mit zwei Photogravüren.

München 1894
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

Unter

den vier ersten Königen

Bayerns.



FERDINAND KOBELL



ANTONIE KOBELL GEB. V. GEYSER.

Beide nach gleichzeitigen Miniatur-Pastellbildnissen.

C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Photogravure von Jos. Albert in München.

Unter den vier ersten Königen Bayerns.

Nach Briefen und eigenen Erinnerungen

von

Luise von Kobell.

Erster Band.

Mit zwei Photogravüren.

München 1894
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Wenn einerseits der Historiker die Reihenfolge der wichtigen Weltereignisse zu einem Bau architektonisch zusammenfügt, um die Nachwelt zu belehren, so übernimmt andererseits der Memoirenschreiber, auch zur Unterhaltung, die Überlieferung scheinbar nebensächlicher Einzelheiten.

Zu ihrer Brauchbarkeit müssen derartige Angaben gleichfalls aus ächtem Material sein, ohne falschen Glanz und Prunk. Deshalb gebe ich getreulich die Wahrheit. Und da nach der von Tacitus berichteten Sitte die Deutschen sich für eine Gabe eine Gegengabe ausbitten durften, bitte ich, mir das Wohlwollen, das mir bisher bei meinen Schriften erwiesen wurde, auch bei diesem Buche entgegenzubringen..

Durch freundliches Entgegenkommen regte mich mein Verleger, Herr Oskar Beck, zur Schaffensthätigkeit an und stattete mein Werk in schmucker Weise aus.

Also frisch hinaus ins Leben!

München, im Oktober 1893.

Luise von Kobell.

Inhalts-Verzeichnis
zu Band I.

Einleitung.

Einleitung.

Die folgenden Blätter haben die Bestimmung, nicht nur meine eigenen Erlebnisse, soweit sie mir denkwürdig erscheinen, sondern auch die innerhalb meiner Familie teils durch Briefe, teils durch mündliche Berichte seit drei Generationen sich fortpflanzenden Überlieferungen festzuhalten und weiteren Kreisen mitzuteilen. Ferne davon, Geschichte schreiben zu wollen, möchte ich dem überlieferten Geschichtsbilde nur einzelne Lichter aufsetzen. Ich lasse mich bei meinen Aufzeichnungen vor allem von der auch zu den Traditionen meiner Familie zählenden warmen Liebe zu Bayern und dessen Regentenhause sowie zum großen deutschen Vaterlande leiten.

Es dürfte zweckmäßig sein, wenn ich in dieser Einleitung zunächst über meine Familie und die in diesem Buche öfter genannten Angehörigen derselben das Nötige vorausschicke. Den hauptsächlichen Inhalt dieser Einleitung aber bilden die Mitteilungen aus den hinterlassenen Briefen meines Urgroßvaters Ferdinand Kobell. Sie schildern anschaulich das Thun und Treiben der Emigranten am Rhein und bieten interessante Beiträge zur Kriegsgeschichte von 1792 und den folgenden Jahren. Überall tritt in ihnen, ob Ferdinand Kobell vom Kriege, von der Familie oder von seiner Malerei spricht, seine Künstlerart zu Tage, die das Edle mit Vorliebe aufnahm. Somit hoffe ich, wird man diese Briefe auch heute noch gerne lesen.

* * *

Die Familie Kobell stammt aus Hessen. Im 16. Jahrhundert gab es zu Frankfurt a. M. einen Holzschneider und Buchdrucker Namens Köbel; es wird angenommen, dieser sei ein Vorfahre von uns gewesen. Ausgemacht ist, daß im Juni 1716 ein Johann Heinrich Kobell, der aus Oberhessen stammte, zu Frankfurt a. M. den Bürgereid schwur und im Sommer 1720 nach Mannheim übersiedelte. Dieser Johann Heinrich ist der Ahnherr der beiden heute noch bestehenden Linien der Kobell, der bayerischen und der holländischen.

Er hinterließ zwei Söhne. Der jüngere derselben, der den Namen des Vaters trug, wanderte nach Rotterdam und errichtete daselbst am 9. Dezember 1755 ein kaufmännisches Geschäft. Er wurde der Begründer des holländischen Zweiges der Familie, von der mehrere hervorragende Maler abstammen. Sein Sohn Hendrik Kobell (1741—1782) und dessen Sohn Jan Kobell (1756—1833),*) jener hauptsächlich als Marine-, dieser als Tiermaler bekannt, sind in ihrer neuen holländischen Heimat hochangesehene Namen geworden, und ihre Bilder sind noch heute sehr gesucht. Zumal gilt Jan Kobell als der erste holländische Tiermaler seit Potter. Er konnte während seines langen Lebens gar nicht genug Ziegen, Schafe, Rinder und Pferde schaffen, so begehrt waren sie. Die Tiere wurden in seinen Bildern lebendig; er schilderte sie in größter Mannigfaltigkeit, sowohl munter und frisch, wenn sie in ihrer Jugend auf der Weide sich ergötzen, wie auch, in echter Tiermelancholie, wenn sie die Leiden des Alters bei der Arbeit erdulden. Er hinterließ auch einige Stiche und Radierungen, welche ebenfalls hohe Geltung haben.

Johann Heinrichs älterer Sohn, Balthasar Kobell, trat in den kurfürstlichen Finanzdienst und stand als Rat bei der Finanzkammer. Auch er hinterließ zwei Söhne: Ferdinand, meinen Urgroßvater, und Franz.

---

*) Vgl. die einschlägigen Biographien August Eisenharts in der „Deutschen Biographie".

Franz, der jüngere der beiden Brüder (geb. 1749 zu Mannheim, † 1822 zu München), wurde in Mainz zum Kaufmann ausgebildet, bis es ihm endlich nach vier Jahren gelang, die Fessel des ihm unerwünschten Berufes abzuschütteln und durch zahlreiche Skizzen und Bilder, die er an Sonn- und Feiertagen in der malerischen Umgegend von Mainz nach der Natur aufgenommen hatte, seinen Beruf zum Maler zu erweisen. Durch ein reiches Stipendium des Kurfürsten Karl Theodor, der ein warmer Freund der Kunst war, ward es ihm hierauf ermöglicht, nach Italien zu reisen und daselbst sich weiter auszubilden. Wie viel Herrliches entdeckte er in der Campagna und im Albanergebirge, und wie behende trug er den Zauber der Gegend in seine Darstellungen über, als fürchte er, dieser könne beim geringsten Zaudern zerrinnen. Felsige Landschaften, romantische Wasserfälle, Ruinen, die von alter Zeit und altem Glanze zeugen, Hirten und waghalsige Ziegen, Pilger, die im kühlen Grund rasten, Mäher und Schnitter waren seine Lieblingsstoffe. Je älter er wurde, um so weniger mochte er sich die Zeit zu malen nehmen, sondern hielt nur schnell den empfangenen Eindruck mit dem Stifte oder mit der Feder fest. So fertigte er zwar während seines Lebens nur wenige Ölbilder; hingegen viele Radierungen und über 10,000 teils in Tusch ausgeführte Handzeichnungen. Nach neunjährigem Aufenthalt in Italien ließ sich Franz in München nieder, wo er von dem Kurfürsten Karl Theodor zum Hofmaler und von der Akademie der bildenden Künste zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. Er blieb zeitlebens Junggeselle und hatte trotz seiner liebenswürdigen Unterhaltungsgabe eine Neigung zum Sonderling und Misanthropen.

Ferdinand, zum Juristen bestimmt, hatte im Jahre 1760 seine Studien in Heidelberg vollendet und schon sein Amt als Sekretär an der kurfürstlichen Hofkammer zu Mannheim angetreten, als dem Kurfürsten Karl Theodor eine Skizze in die Hände fiel, die Ferdinand auf einem seiner zahlreichen Ausflüge in die Bergstraße als fröhlicher Studiosus hingeworfen hatte. An jedem schönen Nachmittag zog es ihn in das herrliche Nekarthal; an den Sonntagen

durchwanderte er das Ränzel auf dem Rücken die Bergstraße und füllte sein Skizzenbuch mit Studien nach der Natur. Der Kurfürst, welcher Ferdinands Begabung sofort erkannte, entband ihn seiner Stelle und förderte großmütig sein Talent. Ferdinand war überaus glücklich über diesen Wechsel in seinem Beruf. Er sagte der Justitia für alle Zeiten Valet und ergab sich ganz der geliebten Kunst. Unter der Leitung des erst vor kurzem aus Gent nach Mannheim berufenen Akademiedirektors Peter Verschaffelt bildete er sich zunächst im Figurenzeichnen aus, durch den Gallerieinspektor Pichler erlernte er alsdann die Maltechnik der alten Meister. Im Jahre 1768 erhielt er die Erlaubnis den Gesandten Graf Sickingen nach Paris zu begleiten. Das großstädtische Leben, die Gallerien, die Kunstwerke an allen Ecken und Enden, die Bekanntschaft mit vielen hervorragenden Menschen wirkten gewaltig auf ihn und erweiterten seinen Gesichtskreis. Nach seiner Heimkehr 1769 wurde er von dem Kurfürsten zum Kabinettsmaler, etwas später zum Professor der Akademie in Mannheim ernannt. Sein Fach blieb die Landschaft, in welchem Gebiet er den hervorragendsten Künstlern des vorigen Jahrhunderts beigezählt werden darf. Er hatte von den Holländern die Realistik gelernt, und von den Altdeutschen das Ideale in sich aufgenommen. „Indem er das stille Walten der Natur in ihrer Reinheit und Einfalt wiedergab, leitete er den Aufschwung unserer Kunst ein, welche sich auf diesem Weg allmählich von den Fesseln des französischen Geschmaks befreite.“

In der Schleißheimer Gallerie befinden sich vier Ölgemälde Ferdinands. Seine Tageslandschaften sind voll Lichtwirkung und Farbenfrische, seine Mondscheinbilder kleine Kabinettsstücke. Die in einer lieblichen Gegend „rastende Hirtenfamilie“ zeigt uns den Unterschied zwischen damals und jetzt. Es gab zu Ferdinand Kobells Zeiten auch noch heitere Menschen niedrigen Standes im Leben wie in der Kunst. Die Malerei verschmähte die verkommenen, verschmutzten, gehäßigen und häßlichen Typen oder sie hüllte sie wenigstens nach dem Vorbild eines van Dyck oder Teniers in eine poetisch feine Farbe ein.

Den weitaus größeren und wohl auch wertvollsten Bestandteil seines künstlerischen Schaffens bilden jedoch seine Radierungen, wovon sein Freund, Stephan Freiherr v. Stengel in seinem Catalogue raisonné des estampes de Ferd. Kobell (Nuremberg 1822) 242 landschaftliche Blätter eingehend bespricht. 1809 erschien bei Frauenholz in Nürnberg eine Sammlung von 179 Radierungen, und im Jahre 1842 bei Cotta eine neue Ausgabe hievon, zu der der berühmte Kunsthistoriker Franz Kugler die Einleitung schrieb.

Die kurfürstliche Residenzstadt Mannheim, in der Ferdinand Kobell seine Thätigkeit als Maler entfaltete, war reich an Anregungen jeder Art. Es war die Zeit, da der Freiherr von Dalberg das Theater zu der ersten Schaubühne Deutschlands erhob. Iffland bewegte auf den Brettern die Herzen und der junge Schiller konnte als flüchtiger Regimentsmedikus in einer Ecke des Zuschauerraumes beobachten, wie seine mit dem Pathos der Jugend erfüllten „Räuber" zum erstenmal ein Publikum erschütterten. Der Erfolg dieses Werkes hatte dann Schillers Anstellung als Theaterdichter zur Folge, und die Rheinstadt hatte den Vorzug, nicht nur „Fiesko" und „Kabale und Liebe" zuerst aufgeführt zu sehen, sondern der junge Dichter, dessen Name die litterarische Welt Deutschlands schon aufs lebhafteste zu beschäftigen begann, weilte selbst in ihren Mauern. Wenngleich im Jahre 1777 der kurfürstliche Hof nach München übergesiedelt war, behielt die Stadt mit ihrem schönen Schlosse und dem im Geschmack der Zeit angelegten Schloßgarten, wo um Springbrunnen Faune und Nymphen ein idyllisches Dasein führten, ihren Charakter als Residenzstadt bei. Übte das treffliche Theater auch ferner weithin seine Anziehungskraft, so bewirkte die Gallerie, die hervorragende Werke aus allen Epochen barg, daß auch die Freunde der bildenden Kunst nach wie vor hier eine ihr Interesse fördernde Stätte fanden, umsomehr als Kurfürst Karl Theodor auch von München aus sich als freigebiger Mäcen zu bethätigen fortfuhr. —

Ferdinand Kobell hatte sich mit Anna Lederer aus Düsseldorf

vermählt und führte mit seiner geliebten Frau ein glückliches Dasein zu Mannheim. Sieben Kinder entsprossen dieser Ehe, darunter vier Söhne: der Älteste, Innocenz (geb. 1765) widmete sich dem Rechtsstudium und blieb zunächst in der Pfalz (später wurde er als Rat an das Oberappellationsgericht nach München berufen); der zweite, Wilhelm, wandte sich gleich seinem Vater der Kunst zu und zeichnete sich besonders als Schlachtenmaler aus; der dritte Sohn Ägid (1772—1847), der wie Innocenz die juristische Laufbahn einschlug, machte eine glänzende Carriere; er wurde schon mit achtzehn Jahren (18. Juli 1789) als Geheimer Sekretär der kurfürstlichen Geheimen Kanzlei in München angestellt, ward später Generalsekretär des bayerischen Staatsrats, in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts Regentschaftsmitglied in Griechenland und schließlich wirklicher Staatsrat i. o. D. zu München; Ferdinands vierter Sohn endlich, „Fränzchen“ (1779—1850) ward ebenfalls Jurist und bekleidete zuletzt mit dem Titel eines Geheimen Rates lange Jahre die Stelle eines Referenten und Generalsekretärs im Staatsministerium des Innern. Sein ältester Sohn war der auch als Dichter in weitesten Kreisen bekannt gewordene Professor der Mineralogie an der Universität München, Franz von Kobell, mein Vater, dessen Leben ich bereits anderwärts ausführlich geschildert habe.*)

Sophie von La Roche, Wielands Jugendfreundin, schildert in dem zehnten ihrer im Jahre 1791 geschriebenen „Briefe über Mannheim“ Ferdinand Kobell als Familienvater und Künstler. „Sie können nicht glauben, wie einem jeden wohlgesinnten Menschenkind in Kobells Haus so wohl ist. Seine Physionomie und sein Betragen geben sogleich den Gedanken ein, daß ihn die Natur selbst zu ihrem Maler bestimmen mußte. Je weiter Kobells Unterredung geht, je mehr Kenntnis seines Geistes, je mehr Güte seines Herzens wird sichtbar; besonders wenn man ihn mit seiner schätzbaren Gattin

*) Franz von Kobell. Eine Lebensskizze von Luise von Kobell. München, Braun u. Schneider 1884.

und seinen Kindern sieht, in welchen der Charakter und die Verdienste der Eltern in starken einzelnen Zügen und auch in „lieber Mischung erscheint". — „Ich saß eine Zeitlang neben der Staffelei dieses Künstlers, und sah ihn ganz eigentlich die Blätter eines schönen Birkenbaumes erschaffen. Denn sie entfalteten und vermehrten sich jede Minute unter seiner Hand, wie unter den „Fingern des Frühlings", am Ende dünkte mich ihre leichte Bewegung sichtbar zu sein. — Mit einfachen Materialien auf ein graugemachtes Leinen, auf eine Rahme gespannt, stellt Kobells Hand ein reizendes Bild voll Wunder und Schönheit der Natur vor unsern Blick, und durch die Erfindung der perspektivischen Stellung der Gegenstände erscheint auf einem oft nur einige Zoll großen Raum, in wenigen Tagen eine viele Meilen weit ausgedehnte Landschaft, an deren Urbild die Natur Jahrhunderte lang arbeitete."

Aus derselben Zeit, in der uns Sophie von La Roche diese anmutige Schilderung gegeben hat, hat sich ein Pastellbildchen erhalten, das uns die freundlichen Züge des Künstlers bewahrt; es ist dem Buche in Nachbildung beigegeben.

Auch ein größeres Ölbild ist noch vorhanden. Ferdinand Kobell mit seiner Frau und Schwägerin, „die Fräulein Tant'", am Frühstückstisch. Das Zimmer hat zwei Fenster, von welchen das eine der Sonne freien Zutritt gestattet. Diese beleuchtet hell und goldig die da und dort an der Wand hängenden Landschaftsbilder und Silhouetten, und gibt dem Blumenstrauße in der Delftervase auf der Kommode mit dem darüber hängenden Spiegel, einen heiteren Ton. An dieses lichtspendende Fenster hat sich die ältere Tochter gesetzt, welche eine weiße Atlasweste für ihren Vater stickt. Der Mode gemäß, die zu derartigem Zierrat eine Monatsbeschäftigung, die Ernte, die Jagd, den Fischfang &c. vorschrieb, hatte sie die Weinlese gewählt und aus farbiger Flockseide Reben, Winzer und Winzerinnen geschaffen. Fränzchen im langen Rock mit kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und beschnallten Schuhen, die Wollperücke auf dem Kopf, denn die Perücken aus Menschenhaar waren für Kinder zu teuer, küßt der Fräulein Tante die Hand

mit zierlicher Verbeugung, die ihm „ein artiges Ansehen" gibt. An dem andern Fenster ist das Tageslicht durch grünes Papier gedämpft, — denn ein Atelier mit Oberlicht zählte zu den seltensten Glücksgütern eines damaligen Malers, und auch Ferdinand Kobell besaß ein solches nicht. An diesem verklebten Fenster arbeitet Wilhelm, Kobells zweiter Sohn, soeben an einem Staffeleibilde, das der Graf von Meden in Berlin bestellt hatte: „Soldaten am Feuer".

Ferdinand erfreute sich bereits auch im Auslande der verdienten Anerkennung, wie aus folgenden Zeilen an seinen Sohn Ägid in München, hervorgeht: „Ich erhielt gestern die Bestellung eines Engländers um den Preis von 37 Gulden 30 Kreuzer zweimal den Both, zweimal den Stier von Roos, zweimal den le Duc, zweimal meinen Mondschein und einmal Ställe von Wouvermann Nr. 2 zu machen. Der Engländer Stolz zeigte sich dabei. Die Kupferstiche sind so schön, sagte er, daß man nicht sagen solle, daß sie in Deutschland gemacht seien. Und der Deutsche kennzeichnete sich auch bei dieser Gelegenheit, denn infolge der Wahl des Engländers bestellte sich ein Präsident in Erfurt die gleichen Blätter!"

Da es damals zum guten Ton gehörte, wenn nicht stets so doch ab und zu französisch zu sprechen und zu schreiben, so kann es nicht befremden, daß der Künstler trotz seiner guten churbayerischen Gesinnung des öfteren französisch an seinen Sohn schrieb, zumal er dies als nützliche Übung für jenen ansah. So äußerte er beispielsweise seinen Unwillen über die modischen Karrikaturenzeichnungen folgendermaßen: „Le bon et jovial Raam que fait-il? Le diable de la bètise lui fait il toujours dégobiller ces maudits Calembours; cette mode gauloise a aussi pris ton frère Guilleaume, il me fait crever de rage; Comment ce Raam peut-il défigurer tant de corps et de jambes? Embrassez le cependant cordialement de ma part."

Aber gleich schlägt der Ärger in Liebe um, denn er äußert sich über die vermeintliche Zurücksetzung dieses seines Sohnes: „Ich habe von verschiedenen Freunden erfahren, daß Herr

Dorner*) Wilhelms Gemälde noch nicht in der Gallerie aufgehängt habe, sieh einmal, ob es wahr ist, wenn, so will ich mich darüber bei dem Kurfürsten selbst beklagen." — Auch in folgendem Billet an Ägid nimmt er sich Wilhelms väterlich an: „Mit dem heute abgegangenen Postwagen empfängst Du ein Packet mit braunen Kupferstichen von Wilhelm: ein großer Wouvermann, ein großer H. Roos, ein kleiner Berghem, ein William Romein und zwei Landschaften nach mir. Diese Kupferstiche sind ein Präsent für den lieben Herrn Schlößer, mache Deines Bruders Wilhelm Kompliment dabei, nebst herzlicher Empfehlung in ihre stete Freundschaft."

Von allgemeinerem Interesse aber sind gewiß die von Ferdinand Kobell seinem fleißigen Briefwechsel eingestreuten Bekenntnisse über seine eigene Stellung zur Kunst: „Meine Kunst hat mich leider den optischen und perspektivischen Betrug der Darstellung in der Natur gelehrt; mein Auge fliegt sowie mein Pinsel auf meinem Tuch mit leichten Strichen über die Fernen, umfaßt nur die äußeren merkbaren großen Umrisse der mittleren Gestalten und sucht und prüft, wählt und bewundert dann nur, was ihm ganz nahe liegt, und nach seinem Wert geschätzt zu werden verdient."

Über ein Bild, das er eben in Arbeit hat, schreibt er: „Mein Gemälde ist ein schöner, warmer Abend im August, dem einige Gewitterregen in jüngst verflossenen Tagen vorhergegangen sind, welche die Natur in die herrlich hohe Farbe gesetzt haben. Die süße Erinnerung an dies schmelzende Kolorit, das ich an der Bergstraße sah, belebte mein Herz und meine Phantasie. Wohl war mir's bei meiner Darstellung, und wie glücklich bin ich, wenn mein frohes, seliges Gefühl wieder in gefühlvolle Menschen übergehen wird."

„Merke dir es, lieber Junge," — heißt es ein andermal belehrend — „Reden, Gespräche und Thaten sind für Dichter und fürs Beschreiben, Gegenden und Wirkungen der Natur fürs Malen

*) Der Direktor der Münchener Gallerie.

und Zeichnen. Deine Beschreibung vom Starnbergersee und von dessen Umgebung ist schön und voll Gefühl, aber drei Striche deines Bruders oder Onkels würden ihn mir klarer vorgestellt haben." — Originell ist Ferdinands Anschauung von der Tegernseeerlandschaft. „Aus einigen Ruisdael, einigen Wagner und aus unzähligen Waterloos besteht die ganze Gegend." — „Wenn Wilhelm in München ist, soll er doch einige Wallfahrten nach dem Dorf Pasing unternehmen, wo Wouvermanns Hütten sind." — „Salzburg ist eine herrliche malerische Gegend für den Landschafter. Daß Du dort, lieber Wilhelm, nichts gezeichnet hast, glaube ich nicht, obschon es mir begreiflich ist, daß es einem so gefräßigen Kunstmagen wie wir haben, an einer so reichbesetzten Natur ergehen kann wie einem Sardanapal an der vollen ausgesuchten Tafel; entweder er ißt sich zu Schanden oder er ißt aus lauter Begierde gar nichts. Die Farbe wird Dir schon im Kopf bleiben."

Mit Genugthuung berichtet Ferdinand im Dezember 1791 von folgender ehrenvollen Einladung: „Der Herzog von Zweibrücken*) hat mich und Wilhelm auf Sonntag mittag zu sich begehren lassen. Einen größeren Freund und Liebhaber von Gemälden wie diesen Prinzen, gab es wohl nie. Er hat uns die Gnade erzeigt, uns zum Besuch auf den Karlsberg einzuladen, um seine Gallerie zu sehen, welche Einladung er durch Mannlich schriftlich wiederholen ließ."

* * *

Aber nicht nur über die ihm selbstverständlich vor allem am Herzen liegenden Angelegenheiten der Kunst und des künstlerischen Schaffens verbreitet sich Ferdinand Kobell in den Briefen an seinen

---

*) Karl II. August, Herzog von Zweibrücken, der sich auf dem Karlsberg bei Homburg in der Pfalz ein Schloß im Stil von Versailles erbaute, das durch seine unerhörte Pracht Aufsehen machte. Im Jahre 1793 brannten es die Sansculotten nieder, und heute stehen kaum einige dürftige Mauerreste von dem Bau. Karl II. August starb am 1. April 1795 zu Mannheim kinderlos; sein Bruder Max Joseph, der spätere Kurfürst von Bayern trat in seine Rechte ein.

Sohn Ägid, „secrétaire intime" des Kurfürsten Karl Theodor. Mit dieser Stellung war dessen Laufbahn geebnet. Der darob hocherfreute Vater hielt es aber für seine Pflicht, den emporstrebenden Sohn auch in der Ferne mit seinen väterlichen Ratschlägen zu begleiten, und so erwuchs eine Folge von Briefen, die uns unwillkürlich an die bekannten Erziehungsbriefe erinnern, welche Lord Chesterfield*) seinem sich für die diplomatische Carriere vorbereitenden natürlichen Sohne Philipp Stanhope schrieb, und die, erstmals 1774 im Druck veröffentlicht, ein Lieblingsbuch des vorigen Jahrhunderts geworden sind. Die Erziehungsfragen standen ja damals im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und beschäftigten alle Köpfe aufs lebhafteste; Rousseaus Emile hat diese Bewegung entzündet. Es war zugleich eine Zeit des Briefschreibens; die Redseligkeit, mit der sich damals die Menschen in ihren Briefen aussprachen, ist uns heute ein Gegenstand lebhafter Verwunderung. Auch mein Urgroßvater Ferdinand Kobell war in dieser Beziehung ein Kind seiner Zeit. Die Erziehungsbriefe Ferdinand Kobells an seinen Sohn Ägid enthalten vielfach gute Ratschläge und bilden durch die Gesinnung, die sie beseelt, das gerade Gegenteil der oben erwähnten Briefe des Lord Chesterfield. Dieser legt den Schwerpunkt der Bildung, die er für seinen Sohn anstrebt, in die aristokratischen Manieren; ihm ist es nur darum zu thun, einen Mann von Welt aus ihm zu machen, und die Gesinnung, die ihn beseelt, ist durch und durch weltmännisch und frivol. Der junge Stanhope soll vollkommen das Englische kennen, die Korrektheit und Eleganz im Italienischen, im Deutschen, im Französischen besitzen, „denn das schmeichelt dem Nationalstolz und dem Vorurteil, das jeder Mensch für seine Muttersprache hegt." Stanhope soll, um „Tour-

---

*) Lord Chesterfield war, noch vor dem gesetzlichen Alter, Parlamentsmitglied, dann Oberhofmeister Georgs II., Vizekönig von Irland, Gesandter an fremden Höfen und Staatssekretär in England. Er zog sich bald von seinen Geschäften zurück, um seiner Muße und schriftstellerischer Arbeit leben zu können. Er verdankt seine Berühmtheit den „Letters to his son", welche bereits 1792 die 10. Auflage verzeichnen.

nüre" zu erlangen, in Leipzig die Herzogin von Curland des öftern besuchen, denn der Ton der ersten Gesellschaft sei ein wichtiges Moment für seine zukünftige Stellung; zu dem gleichen Zweck soll er „das Wohlwollen der Frauen" zu gewinnen trachten. „Gefalle den Frauen", schärft er seinem Sohne ein, „denn es gibt keine unerbittliche Dame, wenn ihre Gunst richtig und eifrig nachgesucht wird. Wende Dich an ihre Sinne, blende ihre Augen, bethöre durch Schmeicheleien ihre Ohren, bewege ihr Herz, und ihre Vernunft möge ihr Dir gegenüber den schlechtesten Dienst erweisen!" „Merke Dir," sagt er an einer anderen Stelle, „ein Mann, der unter Männern gefällt, hat einen Stein im Brett bei den Frauen, denn Eitelkeit ist die allgemeinste, wenn nicht die hauptsächlichste weibliche Eigenschaft. Ein gefeierter glänzender Charakter ist unwiderstehlich für sie." Lord Chesterfield ermahnt seinen Sohn, bei der Vorstellung am kurfürstlichen Hofe zu München sich dieser Zeremonie mit großer Ehrerbietung und gutem Benehmen zu unterziehen. Da es der erste Hof ist, an dem er Zutritt hat, möge er sich vorerst nach Brauch und Sitte erkundigen, um keinen Mißgriff zu begehen. „Trachte Dich mit jungen Leuten oder vornehmen tonangebenden Koketten zu unterhalten, um Dich in die rechtschaffene Münchener Ausschweifung zu stürzen" (l'honnête débauche de Munich). „An den Höfen zu Mainz und Trier sei sehr zeremoniell, kein Wort von Frankreich. In Berlin kannst du nicht französisch genug sein. Friedrich II. ist der größte Regent in Europa. Lobe weder diesen König noch sein Land in Hannover, denn Hannover und Preußen hassen sich gegenseitig. In Wien begrüßen die bei Hof Vorgestellten knieend den Kaiser, in Frankreich beugt niemand vor dem König das Knie, noch küßt man die Hand, in Spanien und England ist Verbeugung und Handkuß durch die Etiquette geboten."

Welch einen wohlthuenden Gegensatz bildet zu diesen Frivolitäten des weltkundigen Lords die ehrliche und herzliche Art, in der Ferdinand Kobell seinem Sohne wohlgemeinte Ratschläge erteilt. Auch er wünscht seinen Sohn glücklich zu sehen, aber er kann sich

dieses Glück nur in Verbindung mit einem guten Gewissen denken. In einem Punkte gleichen seine Ermahnungen denen des Lords. Wie dieser ist er von der Wichtigkeit der französischen Sprache tief durchdrungen: „Rede und lies viel Französisch und schreibe mir oft in dieser Sprache, ich werde alle Fehler unterstreichen und dir zurückschicken. So bringst Du es allmählich zur Meisterhaftigkeit in dieser Sprache, welche Dir vom höchsten Nutzen in der Carriere sein wird, die Du einschlagen willst."

„Was Du in Deinem Geschäfte thust und womit Du darin das Glück Deines Nächsten befördern kannst, das wird Dir von Deinem Fürsten bezahlt und durch das Bewußtsein, recht und wohl gehandelt zu haben. Glaub mir, dann werden Deine Tage unter Glück und Segen dahinfließen und trotz Sturm und Aufruhr wird Dein Lager von dem sanften Schlaf besucht werden, der Dich in Deinem väterlichen Haus stets umgab."

Ferner: „Lieber Egide, Deine Audienz ist charmant; daß Du die guten Leute, die bei Dir anfragen, mit der Höflichkeit, Güte und Teilnahme, die jeder Unglückliche verdient (und bei Gott das sind alle Suplicierenden), abfertigen wirst, ist ein süßes Mittel, alle Menschen zufrieden zu stellen und es selbst zu werden. Was die bestechenden Papiercher anbelangt, o Egide, nimm sie nie und nimmer, selbst wenn Armut dich drücken sollte . . . Wenn ein Reicher oder ein Großer, für welchen Du durch extra Bemühung und Arbeit ein Geschäft über deine Pflicht besorgt hättest, Dir dafür Dank oder Erkenntlichkeit anböte, so wäre es stolz und grob, dies zu refüsieren, nur von dem Mittelmann, oft von dem Armen, im voraus — und gleichsam Kontribution annehmen oder wohl gar erpressen, ach, Egide, nur davor behüte Dich, denn darauf ruht der Fluch, selbst mit zusammengescharrten Millionen . . . Der dankbare Händedruck eines guten Mannes, dem man ohne Interesse in gerechter Sache einen Dienst geleistet hat, ist eine königliche Belohnung. Im Augenblick ist dies Gefühl ein Paradies, und einst im Alter durch Erinnerung ein Schatz." — — „Mach dir ein heiliges Gesetz, nichts, gar nichts auf Borg zu kaufen. Wer keine Schulden

und nur einige Gulden Vorrat hat, ist unter Umständen ein Crösus." — — „Tragen wir mit Geduld ein bitteres Los, wer weiß zu welchem Ende. Oft führt es einem herben Trank gleich, den der Kranke mit Widerwillen schluckt, zu seiner Gesundheit."

Dann vermahnt er ihn praktisch-väterlich: „Die Wirtshausgewohnheit ist wie fressendes Scheidewasser. Sie ergreift nach und nach den Mann und schafft ihn aus dem gesellschaftlichen Leben, deren thätiges Mitglied er sein soll, um ihn in einen für das allgemeine Wohl gleichgültigen Egoisten zu verwandeln. Sie macht ihn zum verächtlichen Hagestolz. Tausendmal besser ist ein Buch, ein Spaziergang, selbst die Langeweile in seinem Zimmer, als die gewohnte Wirtshauszerstreuung." —

Auch Ferdinand Kobell hält den Verkehr mit edlen Frauen für bildend. Aber wie viel anders spricht er darüber als der englische Weltmann. Wir vernehmen aus Kobells Worten den streng sittlichen Geist des deutschen Bürgerhauses des vorigen Jahrhunderts, wie er z. B. auch in Goethes Vaterhaus herrschte. „Genieße den Umgang braver Weiber und Mädgen, er allein formiert den Mann und macht uns menschlich gut und glücklich. Aber immer genieße es so, daß es dich nie gereue, noch weniger die anderen, diesen Umgang gehabt zu haben. Denk' ach lieber Sohn immer daran, daß ein einziger unüberlegter Augenblick meist die Quelle von jahrelanger Reue ist."

In einem anderen Briefe, der, wie es scheint, die Antwort auf gewisse Herzensergießungen des Sohnes enthielt, schreibt Kobell mahnend: „Die Bekanntschaft mit einem lieben jungen Mädgen, in dem Du einst eine Gesellin durch diesen Lebenspfad, eine Teilnehmerin Deiner Leiden und Freuden, eine Dich glücklich machende Gattin und die Mutter braver Kinder ersiehst, ist ein Glück, aber eine Bekanntschaft bloß für die stürmischen Bedürfnisse der Leidenschaften des Temperaments ist verächtlich und führt zum Unglück. Ich bitte Dich weiter, wirf des sittenlosen Mirabeau Briefe hinweg. Er fühlte und schrieb wie ein Mensch in tierischer Leidenschaft, in Deiner Stimmung sind sie Gift. Auch sind viele Briefe

falsch dazu gemacht und untergeschoben und sicher ist die Absicht, welche sie an den Tag gebracht, nicht die edelste. Hingegen lies, was Mercier in seinem Tableau de Paris über die Amitié des femmes schreibt, und sende es mir wieder zurück."

Der nachfolgende Brief zeigt, daß es mit Egids Herzensaffaire doch eine wesentlich andere Bewandtnis hatte, als der Vater meinte, und gibt zugleich einen liebenswürdigen Einblick in das wahrhaft offene und rückhaltlose Verhältnis, das zwischen Vater und Sohn bestand: „Ich muß nun wahrlich über Deine hell und lichterloh brennende Begierde, zu heiraten, lachen. Bist Du auch einmal wieder übergelaufen, mein lieber Egide? Denk nach, wo ist und bleibt Dein Plan zur guten, ruhigen Versorgung? Gesetzt Du erhieltest Hand, Vermögen und Herz dieses schönen, wie man sagt, reichen Mädchens, würdest Du dann nicht Dein Unglück mit dem Deines Weibes machen? Gewiß würdest Du sie lieben, und sie Dich noch weit mehr, und nun denke Dir ihre tägliche Einsamkeit zu Haus, wenn der cher Blondin alle Tag 9—10 Stunden auf seinem Bureau bei dem Herrn Kanzler sitzt. Bald würde dies einer jungen Frau, und einer Bayerin dazu, unerträglich werden. Die Scharwenzler von Hof und der Stadt, die nichts als zu schmausen wissen, würden das schon ausspüren und einzurichten suchen, die Leere im Schoß der Familie und die des häuslichen Glückes auszufüllen. Und wie sähe es nun um Herrn Egide, secretaire actuel, aus? So viel ist der Rat Deines väterlichen Freundes: unterhalte die Bekanntschaft mit einem Mädgen, das Deine Gesinnung und Dein Herz mit Fröhlichkeit und Liebe erfüllt. Bist Du so glücklich, ihr wieder zu gefallen und ihrem Herzen gleiche Liebe einzuflößen, so strenge all Deine Fähigkeiten und Kräfte an, Verdienste zu erwerben und Belohnung dafür zu erhalten. Hast Du Brot, den Hausvater vorzustellen, o, so nimm Deine Geliebte, und Du wirst so glücklich sein, wie Dein Vater und wie Dich dessen und Deiner Mutter Segen nur immer machen kann. Aber das Brot muß der Mann haben; in keinem Betracht darf der Reichtum des Mädgens die Liebe des Jünglings erwecken oder bestimmen. Das muß bloß

wie ein gefundenes Glück erst hernach in Anspruch kommen. Nur so findet man die Dauer der Liebe und Standhaftigkeit, lebenslänglich eine solche Verbindung zu vollbringen. Das Herz und die Übereinstimmung, ohne Nebenabsicht oder Berechnung, kann allein eine glückliche Ehe stiften. Adieu, lebe wohl, Herr Cupido!"

Als sich der Vater überzeugte, daß des Sohnes Neigung eine ernsthafte war, unterläßt er es doch nicht, auch seinerseits den praktischen Gesichtspunkt der Mitgift brieflich zu streifen: „Einem verliebten Mädgen ist es zu verzeihen, wenn es glaubt, nicht hurtig genug den Weg betreten zu können, den sie nur voll Rosen sieht, aber das Geschäft des Jünglings ist es, seine Vernunft zu gebrauchen und das Herz keine tollen Streiche machen zu lassen. Vollziehe nie Deine Heirat, ehe alles mit der Mitgift und wegen der Aussteuer richtig und schriftlich ausgemacht ist. Vor der Hochzeit erhält man alles, das Glück seines Kindes, die Versorgung macht es dem Vaterherzen leicht, zu geben; nach der Hochzeit ändern sich leider oft die Gesinnungen und man macht dann über herzugebende 10 Gulden scheelere Gesichter als zuvor über 10,000 Gulden. Dein Herz wird sich bei dieser Klausel empören und Du wirst Deinen mißtrauischen Vater verkennen, aber was ich von Dir will, ist nicht Dein, sondern eines Freundes Geschäft und gilt der künftigen Ruhe und dem Glück Deines lieben Weibes." —

Die Verlobung erfolgte und der glückliche Bräutigam erhielt folgende herzliche Zeilen von seinem Vater: „Lieber Egide, wenn Du glaubst, daß ich Deine geliebte Braut, meine Schwiegertochter, einst inniger an mein Herz drücken werde, weil sie schön ist, so mißkennst Du mich, Dein liebes Weib werde ich küssen, die Dich glücklich macht. Ihr Herz, ihren Geist und ihre Tugend werde ich lieben, alles andere ist für Dich. Doch wird mir als Maler ein schönes Gesicht auch sehr große Freude machen."

Ägid Kobell vermählte sich in München alsbald mit der vermöglichen Tochter des Generallottoadministrators v. Geyser, welche ihm ein glückliches Heim bereitete. Von ihrem seltenen Liebreiz gewinnen wir eine Vorstellung durch die diesem Buche beigegebene

Kopie einer in meinem Besitze befindlichen Miniatur. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor, deren jüngere, Karoline, ihren Vetter Franz (des Generalsekretärs Franz Sohn, s. oben S. 8) heiratete. Die beiden Gatten wurden meine lieben Eltern.

* * *

Tief war Ferdinand Kobell von den entsetzlichen Vorgängen der französischen Revolution bewegt und mächtig ergriffen von den Begebenheiten, die sich um ihn abspielten.

Man schrieb Juni 1791. Der Wellenschlag der gewaltigen Ereignisse, welche seit dem Zusammentritt der Vertreter der drei Stände in der Salle des menus zu Versailles am 5. Mai 1789 Schlag auf Schlag einanderfolgten, hatte längst Frankreichs Grenzen überschritten. Zumal in den Gegenden am Rhein war er lebendig zu spüren, da hier die französischen Emigranten ihre Niederlassungen hatten und das Banner der Gegenrevolution entfalteten. Sie klagten und jammerten über das Unrecht und über das Unglück, das Ludwig XVI. und seine Familie bedrängte, aber sie lebten dabei in Saus und Braus und verbrachten vielfach ihre Tage mit Hazardspielen, mit Komödien und galanten Abenteuern. Dies empörte manch deutschen Mann, aber die Frauen und Jungfrauen hatten ein „faible“ für diese gallischen Gäste, wie aus folgendem Briefe Ferdinands hervorgeht. Im Familienleben jovial, ist er als Ballvater in der übelsten Laune, worin er allerdings nicht vereinzelt dasteht:

„Gestern, mein lieber Egide, hab' ich wieder einen traurigen Abend auf dem Mühlauerschlößchen zubringen müssen! Deine gute, zu gute Mutter versprach es Deinen Schwestern. Gegen 6 Uhr Abends überzog sich der ganze Himmel; es donnerte, und die Gewitter, die vorüberzogen, drohten mit starkem Regen — dessen ohngeachtet mußte man auf das Mühlauerschlößchen; — als wir in den Saal wollten, war er gestopft voll von Menschen und da alle Fenster geschlossen blieben, eine Hitze darin wie im Backofen. Ich lief gleich hinaus auf die Terrasse, und meine Freundlichkeit nahm weder im Gemüthe noch im Gesichte zu. Deine Mutter blieb in dem Schwitzkasten sitzen, weil Deine Schwestern, welche wie alle Menschen die

Tarantel gestochen hatte, gleich unter dem Gewühl der Tanzenden waren und mitrasten. Nach einiger Zeit begab ich mich wieder in den Saal und meinte über den Anblick des tollen Tanzens, über die Hitze, und über die Zugluft beim Öffnen und Schließen der Thüren, über die Gefahr der Gesundheit, zergehen zu müssen. Die liebe und schöne Jugend so unbegreiflich leichtsinnig nicht sich vergnügen, nein sich verderben zu sehen, ist für einen gefühlvollen Mann eine Pein und für einen guten Vater die Hölle. Und das Hofmachen der süßen Herren Franzosen, die von Worms und Heidelberg hier zusammenströmen, schmeckt den Müttern noch ebenso gut wie denen tollen Mädger. Doch das Dagegensprechen heißt Steinen predigen. So macht man wider sein Herz den eigensinnigen oder gar brutalen Popanz mit, um schließlich durch Nacht und Kälte nach Haus zu kommen, voll Sorge für die Gesundheit der jungen Mädger, denn sowohl Moral als Physis sind bei derlei Gelegenheiten in Gefahr.“ — —

Zu solchen kleinen Ärgerlichkeiten und Sorgen, zu denen die unerwünschten Gäste Veranlassung gaben, gesellten sich auch ernstlichere Reibungen und Händel, denn obgleich man seit langer Zeit nur nach französischem Vorbild gelebt, gebaut, Gärten angelegt, Gefühle und Gedanken gedrillt hatte, so entstand nun durch die allzuhäufige persönliche Berührung zwischen Franzosen und Deutschen Zwietracht und Feindschaft. Am 7. November 1791 schrieb Kobell hierüber: „Die Verbitterung der Bürger gegen die Franzosen könnte wohl, wenn ihnen nicht ernstlich Schranken gesetzt werden, auf einen Grad steigen, der Unglück hervorbringt. Der Duc d’Enghien, ein junger Flüchtling, befand sich in der Komödie im Parterre. Vielleicht war er bös, weil er keinen Sitzplatz bekam, vielleicht trieb ihn die seiner Nation eigene flatterhafte Laune, kurz er äffte das Mienenspiel der Madame Beck nach, die sich alle Mühe gab, den Ausdruck à la Dorothée in ihren Gesang zu bringen. Der Herzog erntete bei den ihn umgebenden Offizieren, worunter Graf Montjoie war, Beifall und Gelächter. Ein in der Nähe sitzender Doktor, der den Gesang hören wollte, rief: bst, bst! Die Franzosen antworteten durch ein

stärkeres ‚bst‘ und fuhren fort zu lachen. „Wissen Sie auch, wer der Herr ist, den Sie schweigen machen wollen?“ sagte einer derselben zu dem Doktor, „es ist der Herzog von Enghien!“ — „Meinethalben, wenn er ein Prinz ist, soll er sich auch wie ein Prinz aufführen.“ Diese Worte zündeten, die Franzosen gaben sich Zeichen, paßten dem Doktor nach der Vorstellung auf, und ihre Rache unterblieb nur, weil sich die Polizei ins Mittel legte. — Ein anderer Emigrierter, der wegen des Preises über einen Hut disputierte und den Hutmacher dabei duzte, wurde von diesem wieder geduzt. Zornig darüber zog der Franzos seinen Säbel, doch ein jäh dazu springender Wirt hielt den Hieb ab. Bei der Anklage vor dem Polizeidirektor Rupprecht rief der tolle Franzos: „Comment, cet homme osait me tutoyer, il y a entre moi et lui pourtant autant de différence qu’ entre le bon Dieu et moi.“ Ein dritter hat einer Geschäftsfrau eine Ohrfeige gegeben, und nun sollen sich einige Bürger, die behaupten, man strafe die Franzosen nicht, zu einer eigenhändigen Faustrevanche an dem höflichen Herren entschlossen haben. In dem Wirtshaus „König in Preußen“ traf ein französischer Oberst mit einem guten Deutschen zusammen, dessen Rock der Uniform der Nationalgarde glich. Der Oberst zog plötzlich eine Hand voll Louisd’or heraus, hielt sie dem Fremden entgegen und schrie ihm zu: „Nehmen Sie so viele Louisd’or als Sie brauchen und kaufen Sie sich einen anderen Rock.“ Der Deutsche antwortete, er habe das Recht, jeden Rock zu tragen, dessen Farbe ihm gefiele, und er brauche dies Gold nicht. Der Franzos wurde immer hitziger und versicherte der Mensch sei ein rasender Demokrat, er spüre es in seinem Blut. Man mischte sich in den Streit, doch der Herr Oberst brachte es mit Hilfe seines Bedienten so weit, daß er den ihm so ärgerlichen Rock dem Deutschen vom Leibe und in Stücke riß. Nun rief man die Wacht, mein Herr Oberst war aber schon fort. — —

Am 21. Juni 1791 machte König Ludwig XVI. seinen vergeblichen Fluchtversuch, genehmigte aber alsdann, der Gewalt der Umstände folgend, die neue Verfassung, die wegen der Aufhebung

der feudalen aristokratischen Vorrechte den Emigranten verhaßt war. „Die nunmehr vom König sanktionierte Konstitution", schrieb Kobell im Juli 1791, „macht gräulichen Lärm bei den hiesigen, französischen Aristokraten. Täglich erscheinen neue und allerhand Märchen darwider und in ihren Köpfen sind der Kaiser, Preußen, Rußland, Schweden, Spanien, Sardinien und das Reich einig, um mit ihrer Heeresmacht und einer Armee von Soldaten wie Sand am Meer, in Frankreich einzuziehen, alles zu morden, und zu sengen und so wieder den alten Glanz der Regierung herzustellen. Man darf seine Meinung, wenn sie menschlicher, und gegen diese Herren Ordnungsmacher geht, nicht laut sagen, denn bald ist es mit Demokratie und Aristokratie wie einst in den Religionskriegen mit Katholischen und Ketzern; man wird um das Wort, nicht um die Sache, die untersucht niemand, gehaßt und wohl gar verfolgt."

Die Hoffnung der französischen Aristokraten, daß Österreich und Preußen sich zu einem bewaffneten Einschreiten zum Schutz des französischen Königtums und zur Wiederaufrichtung des Feudalstaates in Frankreich entschließen werde, schien sich zu verwirklichen. Auf Schloß Pillwitz in Sachsen einigten sich Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. am 27. August 1791 über die allgemeinen Grundsätze eines Bündnisvertrags, welcher am 7. Februar 1792 zum Abschluß gedieh. Da schien Kaiser Leopolds plötzlicher Tod alles in Frage zu stellen. Kobell schrieb am 9. März hierüber: „Am 7. März kam die unerwartete Meldung von dem schnellen Tode des Kaisers Leopold II. bei uns an. Die Nachricht ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt und ein allgemeiner Schrecken ergriff uns alle. Die Emigrierten hier sind über den Tod dieses Monarchen in der größten Bestürzung, weil sie nun alle Hoffnung auf Unterstützung ihrer Gegenrevolution verloren haben. Alle glauben und sagen es laut, dem Kaiser sei mit Gift vergeben worden."

Doch die Furcht der Emigranten war unbegründet. Graf Dumouriez, der girondistische Minister des Auswärtigen in Paris,

nötigte den König Ludwig XVI., am 20. April 1792 mit der Kriegserklärung gegen Österreich und Preußen seinerseits vorzugehen. In die Unruhe und das kriegerische Getreibe, das infolge des bevorstehenden Kriegsausbruchs in Mannheim und Umgegend mehr und mehr überhand nahm, versetzt uns eine Reihe Briefe Kobells aus dem Sommer 1792. Unterm 30. Juni schrieb er: „Die Aussichten auf Verschlimmerung statt auf Verbesserung sind da; die Einquartierung der Emigranten mit Prinz Condé ist in Kreuznach erfolgt. Graf Artois und Monsieur sind mit ihrem Anhang aus Koblenz nach Bingen gezogen. Die Preußen, die nun in Koblenz einrücken, wollen keine Emigrierten leiden weder in ihrer, noch um ihre Armee. Gestern Mittag war eine militärische Konferenz und abends sind gewiß neun Postillone mit Estafeten in alle Oberämter abgeschickt worden, um gegen die Einquartierung ins Oberamt Kreuznach u. s. w. zu protestieren."

Am 9. Juli: „Meine Reise zu dir, lieber Egide, habe ich aufgegeben, denn jetzo zieht man nicht mehr von einem Ort zum anderen wie die Hausväter und Patriarchen im alten Testament. Wenn ich schon weder Kameele noch Rinderherden, weder Gold noch Silbergeschirre besitze wie jene, so bin ich doch so reich an Misèren, daß es mir wie ein Fieber durch den ganzen Leib läuft, wenn ich an die Ausgaben und Mühseligkeiten einer Reise in jetziger Zeit denke. Gestern traf die für uns Pfälzer wichtige Nachricht ein, daß sowohl der Kaiser wie der König von Preußen endlich die von unserem Kurfürsten von Frankreich angenommene Neutralität als giltig zugestanden haben."

Am 10. Juli: „Die kaiserlichen Truppen werden in den Ortschaften um Heidelberg und Ladenburg kantoniert, bis die Feldfrüchte eingeheimst sind. Als der Prinz von Hohenlohe am Freitag in Schwetzingen eintraf, begab sich der Landschreiber von Heidelberg zu ihm und machte ihn auf den Schaden aufmerksam, den eine Kampierung bei der Erntezeit verursachen würde. Er bat, die kaiserlichen Völker auf dem öden Sandfeld vom Relaishaus bis Ketsch kampieren zu lassen und dort das Lager auszustecken. „Herz-

lich gerne," erwiderte der Prinz, „ich werde mir ein Geschäft und eine Sorge daraus machen, die Lande des Kurfürsten von der Pfalz überall zu schonen, und wo ich kann, jeden Grashalm zu erhalten. Und nun wird wirklich das Lager auf dem Sand ausgesteckt. Neun Brunnen sind bereits gegraben. Das Hauptquartier und das Magazin sind nach Heidelberg verlegt. Hier übersende ich dir die Liste der kaiserlichen Völker, die dieses Lager bilden:

Bataillons:		Eskadrons:	
Franz Kinsky	1	Wurmser-Husaren	8
Devins	1	Chevauxlegers-Kinsky	8
Joseph Colloredo	1	Dragoner-Erzherzog-Joseph	6
d'Alton	1		
Stein	2		
Karl Schröder	2		
Khevenhüller	2		
Mitrowsky	2		
Warasdiner	1		
Sclavonier	1		
Bataillone	14	Eskadrons	22

„Die Zelte wachsen wie Schwämme aus dem Boden. Executionen sind an der Tagesordnung; Spießruten, Stockprügel und ähnliche gute Dinge, wie mein Freund X. sagt. Zwei Soldaten wurden wegen Desertation im Lager erschossen; nichtsdestoweniger desertierten am selben Morgen wieder vier Mann; einer davon schnitt noch zuvor einem schlafenden Unteroffizier eine Klappe von seiner Uniform weg, worin der arme Schelm 25 Dukaten Ersparnis eingenäht hatte. — Damit es auch an Kurzweil im Lager nicht fehle, hat Herr Widder aus Heidelberg eine große Marketenderei aufgeschlagen, wo er Tafel gibt, und wöchentlich zweimal einen Ball. Verflossenen Sonntag besah ich das Lager mit Herrn von Dalberg."

„Es ist eine ganz eigene Sache um den Ernst und um die fürchterliche Ahndung, die einem bei dem Anblicke ergreift."

„Vorne, gleich am Eingang befindet sich das Regiment Wurm-

ser, Ungarn, von wildem Aussehen und schönem Körperbau. 1200 Pferde, je drei hintereinander, stehen Tag und Nacht unter freiem Himmel. Die Zelte dehnen sich teils auf der Ebene, teils auf den Hügeln aus. An jedem Zelte sind Stangen angebracht, an welchen Mützen, Säbel und Sattelzeug hängen. Oberhalb dieses malerischen Durcheinanders von 35,000 Soldaten und ihren Rossen erblickte man in der Mitte des Himmels, gerade hinter dem Donnersberg, die feurig untergehende Sonne in dem schönsten Gewölk von Contour und Farbe. Ich rief einmal um das andere Mal meinen Bekannten zu: „Ach, sehen Sie doch die Sonne, welch' herrliches Bild!" — „Da kann man ja nicht hineinschauen, so blendet sie, sehen Sie doch lieber den Husaren dort an, wie fürchterlich, und diesen schönen Offizier, oder, um Gotteswillen, jenen süperben Kerl dort." So gingen die Hin- und Widerrufe.

„Was für die Ernte ein Glück ist, ist ein Unglück für die Truppen und für die Maler, denn das Lager steht auf einem der verwünschtesten Sandboden wie ihn nur noch die Wüste Arabiens hervorbringen kann. Kein Baum, kein Strauch, wo diese armen Leute Schatten hätten, kein grünes Plätzchen, alles dürr und öde. Und dennoch, welche Fülle zum Zeichnen und Malen! eine Mannigfaltigkeit, die nie die Phantasie zu komponieren vermöchte. All die Stellungen von schlafenden und ruhenden Menschen, dann lebhafte Gruppen um die Markedenterin, und die merkwürdigen Verschiebungen in der Lage der entfernten Regimenter. Rugendas ist in der Darstellung seiner Krieger ganz naturwahr; seine Husaren auf ihren Pferden sind ebenso geistreich und richtig gemalt wie Wouvermanns Spanier, aber trotzdem, welch himmelweiter Unterschied in der Anmut, im Stil, in der Zusammensetzung von Licht und Schatten, in der Schönheit des Kolorites, das Wouvermanns ewig unnachahmliches Talent hervorbrachte. Rugendas war dafür in Roma, und hat vermutlich die große Wahrheit gehört, man könne mit Umbra und Hausrot, mit Indigo und Weiß, kurz mit Schmutz ein schönes Bild machen, indes die Flamländer Ignoranten seien und Cujoni! Indes wäre es hier selbst mit militärischer Erlaubnis unmöglich zu malen, wegen

der Gaffer an allen Ecken und Enden, die von Mannheim, von Heidelberg, Worms und von allen umliegenden Dörfern und Flecken herbei wimmeln. Sie laufen, fahren und reiten, und soll's die letzten Kräfte und den letzten Heller kosten, um eine Versammlung von Menschen zu sehen, die Tod und Elend in tausenderlei Gestalten da und dorthin, ach vielleicht auch in unser Vaterland, bringen!"

Am 21. Juli: „Ich gestehe Dir, ich führte mit Unwillen Deine Mutter und Deine Schwestern hinaus, denn wahrlich dies sollte kein Spektakel für weibliche Augen sein, aber was kann man gegen weibliche Neugierde ausrichten! Vorerst waren wir im Schwetzingergarten mit seiner Million Schnaken, dann fuhren wir ins Lager. Ich zeigte der Familie die leichte Reiterei von Kinsky und die Wurmser-Husaren, das ist das Schönste. Man muß 1/2 Stunde bis an die Knöchel im brennenden Sand waten, um dahin zu gelangen. Ein Gewitter jagte uns nach Hause."

„Nun klagten Deine Schwestern, so wenig gesehen zu haben, und so sind sie denn heute Morgens 6 Uhr mit Bekannten abermals in das Lager gefahren, von dem Vorsatze erfüllt, Roß und Reiter, Kanonen und Waffen zu sehen und die Zelte in- und auswendig. Sie wollen der Frühmesse anwohnen, vor dem Apollotempel mitgebrachte Hühner essen, die Artillerie in Blandstatt, und Abends das ganze militärische Treiben ringsum in ihren Geist aufnehmen. — Glücklicherweise sind die österreichischen Offiziere weder den Mädels noch der Stadt gefährlich. Diese Männer beschäftigen jetzt solidere Sachen als die Herren Emigranten."

Der Krieg nahm seinen Anfang. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig ward Oberkommandierender, König Friedrich Wilhelm II. begleitete selbst die Armee. Aber die Vorspiegelung der französischen Emigranten, daß das verbündete Heer von der französischen Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen würde, ging keineswegs in Erfüllung. Der Oberkommandierende, hierüber enttäuscht, verlor den Mut, und ließ sich nach der Kanonade von Valmy (20. Sept.) in Verhandlungen mit dem französischen Oberkommandierenden, Graf Dumouriez, ein, die zwischen Österreich und

Preußen Mißtrauen säeten und schließlich den Rückzug der Armee unter großen Verlusten zur Folge hatten. Inzwischen näherte sich dem von Truppen entblößten Rhein das Korps Custines. Die Angst der Bewohner und die ganze Unsicherheit der öffentlichen Zustände in diesen dem Namen nach neutralen Gebieten — denn das Deutsche Reich als solches beteiligte sich ja an dem Kriege noch nicht — schildert Kobell anschaulich, wenn er schreibt:

„Man ist hier allenthalben so sehr mit dem Kriegsgetümmel und mit bangen Ahnungen erfüllt, daß, wenn eine Keller- oder Stubenthür zugeworfen oder ein Laden aufgerissen wird, die Nachbarn schwören, es seien Kanonenschüsse aus Landau. Waren sonst unsere Straßen und Spaziergänge blau und rot, so sind sie jetzt schwarz und grau von den Emigrirten. Das Rendezvous im Pfälzerhof hier zwischen Prinz Hohenlohe und dem Prinzen von Condé war so lebhaft, daß ersterer dem zweiten sagte: ‚Vous ne devez pas oublier, mon prince, que nous ferons la guerre sans vous, mais vous jamais sans nous‘."

In einem andren Briefe heißt es: „Es wird behauptet, unsere Garnison werde auf 6000 Mann vermehrt; 6000 Bayern gehen in kaiserlichen Sold, so auch 1500 Zweibrücker. Wäre ich mit den Meinigen nur bei Euch in München, hier ist es keinem vernünftigen Hausvater wohl bei der Sache. In dem Moniteur, einer Zeitung, die alle Tage in Paris herauskömmt, steht die Drohung, welche die Franzosen, endlich gezwungen, gegen die ausgewanderten Gegenrevolutionäre würden ausführen müssen. Sie enthält folgende fürchterliche Worte: ‚Il n'y a plus de Turenne, mais il existe encore un Palatinat et des Français‘."

Am 30. September überfiel Custine, von Landau vorgehend, plötzlich mit 17,000 Mann die Bischofsstadt Speyer und erhob vom Domkapitel 500,000 Francs Kriegssteuer; am 4. Oktober besetzte General Neuwinger Worms. Am 19. Oktober stand Custine vor der Festung Mainz; einige Schüsse genügten, um den Kommandanten, Freiherrn v. Gymnich, zur Übergabe zu bewegen; der geistliche Kurfürst, Erzbischof Friedrich Karl, hatte schon nach der

Besetzung von Worms nebst seinen Domherren, dem hohen Adel und der hohen Geistlichkeit die Flucht ergriffen. Überall wurden die Freiheitsbäume errichtet. Längs des ganzen Rheins, ja weithin bis ins Innere Deutschlands raubte die Schreckenskunde Regierten und Regierenden die Fassung.

Ferdinand schrieb in jenen aufgeregten Tagen: „Gestern, mein lieber Egide, besuchte mich der liebenswürdige junge Sohn des Herren von Stengell und sagte mir, daß Nachrichten und Neuigkeiten aus der jetzt so furchtbaren Zeit durch mich nach München kämen. Selbst der Kurfürst hätte keine anderen als durch meine Briefe gehabt. Von da gingen sie dann weiter und endlich kämen sie Abends mit Dir Egide in seines Vaters Haus, wo am großen Tisch in zahlreicher Gesellschaft dann die allgemeine Lektüre erfolge und oft dem Neuankommenden wiederholt werden müsse. Lieber Egide, die Absicht meiner Briefschreiberei war einzig und allein, dem Herren Kanzler Nachrichten zu geben, als Mittel zu wohlthätigen Vorkehrungen. Denn das Übel des besten Regenten und menschenfreundlichsten Ministers ist wohl, daß sie selten hinter die reine Wahrheit kommen und irre geführt werden. Nur fürchte ich, daß durch das natürliche Wieder- und Weitererzählen es mancher Neuigkeit ergehe, wie dem neugeborenen Kind in Gellert, das, ganz wohlgestaltet, durch die verunstaltende Sorge zum Monstrum ward."

Am 9. Oktober 1792: „Custine hat den Altmünster Nonnen auf Vorstellung ihres „Homme d'affaire" 25,000 Gulden an ihrer Kontribution, also die Hälfte, nachgelassen. Hofkammerrat Helwig, der gestern von Worms zurückkam, bestätigt die Ordnung und gute Mannszucht der Franzosen in Worms und erzählt manch schönen Zug von gemeinen Soldaten. Der Stadt wurde die Kontribution geschenkt, aber dem Magistrat wurde sie unter Feuer und Schwert angesagt. Die Bürger sammelten freiwillig dafür von Haus zu Haus. Die Armen bezeugten, gar nichts geben zu können, da sie durch die Einquartierung von 5—6 Grenadieren ohnehin überbürdet wären. Als diese die Not der Armen erfuhren, sammelten sie selbst unter sich und gaben ihnen 20 Livres zur Kontribution."

11. Oktober 1792: „Noch immer steht General Custine mit seiner Armee bei Speyer. Den drei Kollegialstiftern in Speyer ist ein Nachtrag von 50,000 Gulden Kontribution angesetzt worden. Auch diese Geistlichen, worunter Augustiner, sind bei uns in Mannheim angekommen, um das Geld bei uns aufzunehmen. Es ist sonderbar, daß so viel Geld in Mannheim ist. Alle bezahlten Kontributionen, jene der Domstifter von Speyer und von Worms, einiger Klöster sind bei uns negotiiert worden, und die großen Fonds und reichen Leute haben nichts dazu entlehnt. Herr von Rodenhausen gab 1000 Gulden, Jud Seeligmann und Herr Schwarz besorgten die ganze Kontribution für das Domstift Speyer. Seeligmann hat sich dabei so unintereſſirt betragen, daß er manchen Christen beschämt. Die Augustiner, welche überall wegen ihrer 5000 Gulden Kontribution umherliefen, wurden von Herren von Westenberg dem Herren Pfalzgrafen empfohlen. Der gute, menschenfreundliche Kurprinz*) gestand mit traurigem Mitleid sein Unvermögen zu helfen. Seine schöne Gemahlin war gegenwärtig. Das Unglück, das diese Geistlichen traf, rührte sie zu Thränen. ‚Wären sie vor einigen Tagen gekommen, wo ich noch mein ganzes Geld von Darmstadt beisammen hatte, so könnte ich ihnen die ganze Summe vorstrecken, so bleiben mir nur noch 2000 Gulden, die ihnen zur Hilfe zu Diensten stehen.‘ Ohne weiteres Zuwarten lief sie in ihr Kabinet, brachte selbst ihre Chatouille und gab den erstaunten Geistlichen das Geld. Ihre schönen Augen quollen aus Mitleid über. Die ganze Gesellschaft war gerührt. ‚O du Engel,‘ rief Kurprinz Max, indem er sich ihr in die Arme warf, ‚nein, ich kann dich nicht herzlicher lieben, sonst würde ich es in diesem süßen Augenblick thuen, in dem du voll thätiger Hilfe gegen Diejenigen bist, die nicht einmal deiner Religion sind.‘ Denke dir diese Scene, lieber Egide!“

12. Oktober 1792: „Die Bayern sind insgesamt mit Kanonen und Bagage diesen Mittag 1 Uhr bei uns eingetroffen. Hoffent-

*) Max Joseph, späterer Kurfürst und König von Bayern.

lich werden sie mit ihrem Empfang zufrieden sein; sie fanden überall eine warme Stube und ein gutes Mittagessen bereit. Den Schweinen war dieser Tag fatal, da eine Menge ihres wohlschmeckenden Fleisches auf den meisten Tischen das hiesige Sauerkraut zierte."

„Vielleicht trägt die Einquartierung von so viel Bayern dazu bei, sie mit den Pfälzern zu befreunden, mit den Jahren selbst zu verbrüdern."

„Nach dem Courier de Saar ist Trier seit dem Oktober von den Neufranken besetzt. Es scheint, die drei Armeen von Dumouriez, Beurnonville und Custine agiren auf einem Punkt und drängen sich aus ihrem Dreieck gegen den Rhein zusammen. Was wird dies im Frühjahr geben?"

14. Oktober 1792: „Unsere gute Stadt, sonst so ruhig und so ereignisarm, war soeben der Schauplatz eines Auftrittes, der von den Bürgern je nach ihren Ansichten verschieden gedeutet wird: die einen fürchten, daß unangenehme Folgen daraus entstehen, während die anderen die Sache für eine Fastnachtsposse halten. Am vorigen Sonntag hat eine Arbeiterbande vor einem Wirtshaus den Freiheitsbaum aufgestellt. Es waren ihrer ungefähr 60 beiderlei Geschlechts, alle mit dreifarbigen Bändern geschmückt; sie tanzten bei Fackelschein um eine Stange, deren Spitze einen Hut trug. Die Wache kam, aber da sie zu schwach war, wagte sie nicht, das Gaudium zu stören, und zog sich zurück, ohne einzugreifen. Die Orgie dauerte die ganze Nacht, und die Dreifarbenmänner schrien unbehelligt: Es leben die Sansculotten!, während die Weiber schrien: Es leben die Fischweiber! Tags darauf überreichte Herr von Boßard, kaiserlicher Minister, dem Senate eine Note, in welcher er exemplarische Genugthuung forderte. Das Resultat war eine Untersuchung und die Verhaftung von 6 unserer Sansculotten!"

16. Oktober 1792: „Man behauptet, die Franzosen Custine's kaufen so viel Korn und Fourage wie möglich bei uns auf, um den Kaiserlichen die Subsistenzmittel zu nehmen. Der Bischof von Speier muß einen treuen Pudel (scherzhafter Ausdruck für Geld-

kassette) haben. Seine, ihm von den Franzosen angesetzte Kontribution von 300,000 Livres hat er baar in hunderttausend Stück kleiner Thaler bezahlen lassen. Bei der Einnahme von Speier wurde die Dombechanei daselbst übel mitgenommen, und weil sie verlassen stand, geplündert. Wie verwunderten sich die Franzosen als sie in einem Zimmer dieses geistlichen Hauses eine ganze weibliche Garderobe vorfanden. Sie trugen die Modehüte, Hauben u. s. w. auf ihren Piken in der Stadt umher und die Reden, die sie dabei führten, kannst du dir denken. Es ist die Wittib Freifrau von Z . . . ., der diese Garderobe gehörte, und welche mit ihrem bon ami dem Herrn Dombechanten von Hochfelden nach England verreist ist!"

„All' den Schrecken und all' den Schaden in unseren Gegenden haben wir allein dem herrschenden, hohen Ton des jetzigen Mainzerhofes zuzuschreiben. Welch ein Kontrast ist das weise Betragen unseres Kurfürsten gegen jenen gefürsteten Baron, der als Geistlicher statt Ruhe und Frieden zu stiften, Waffen und Gewalt anwendet, um die Irregeführten zu vernichten, der ohne Macht und Kräfte die Nation braviert und über unschuldige Untergebene Verderbnis und Unglück bringt. Deshalb segnen die Unterthanen unseren Kurfürsten wegen der Neutralität und verwünschen die Ambition des Kurfürsten von Mainz."

19. Oktober 1792: „Indem ich dir schreibe, rast vielleicht schon das schreckliche Unglück, das eine Belagerung mit sich trägt, über Mainz. Vorgestern brach die französische Armee unvermutet wieder gegen Worms auf, eine Estaffette überbrachte dem Kanzler von Worms die Schreckensnachricht vom General Custine, daß er, des Wartens auf die vom Bischof geforderte Kontribution müde, die 17 Komunen, und alles, was dem Bischof gehört mit Feuer und Schwert verheeren, und zerstören würde. Am 16. abends war der zweite verlängerte Termin abgelaufen. Die Regierung sandte Gazweiler nach Mainz, um den Kurfürsten zu bewegen seine Einwilligung und seine Befehle zur Zahlung der Kontribution zu geben. Gazweiler versprach für Herbeischaffung des Geldes Sorge zu tragen. Der Kurfürst

schien gerührt und geneigt. Allein der preußische Gesandte Herr von Stein protestierte eifrigst dagegen und beredete den Kurfürsten nichts zu bezahlen; „falls etwas zu Schaden käme, würde sein König alles ersetzen.“ Dieser Rede stimmte auch Herr von Albine bei, und so ward nun das Gegenteil von dem Erwünschten beschlossen. Die wormsische Regierung erhielt die Ordre, sich von Worms zu entfernen und nichts zu bezahlen. Alle Beamten mit wenig Ausnahmen flohen. Die französische Armee setzte sich in Marsch und kam in drei Kolonnen, über das Dürkheimer Thal, durch Obersheim, und durch das Frankenthal. Gestern brach die Kolonne, die in Worms lag morgens 11 Uhr wieder auf und zog nach allem Vermuten nach Mainz. In Worms haben die Franzosen die größte Ordnung gehalten, auch niemand, selbst nicht den propriétés de l'Evèque, wie sie gedroht und wie man zitternd erwartete, Schaden zugefügt. Sie nahmen bloß zwei neuernannte Magistratsmitglieder als Geiseln mit, den Kanzler und Herrn von Hertling, und belegten laut Befehl vom 3. Oktober 1792 Worms mit einer Kontribution von 1,200,000 Livres. Die Mainzer sollen entsetzlich über uns schimpfen, daß wir neutral geblieben sind, und nicht die Vormauer gegen die Franzmänner gebildet, sie aufgehalten und sie erst über unsere Leiber gegen ihre Stadt marschieren ließen.“

25. Oktober 1792: „General Custine nahm nach der Einnahme von Mainz sein Quartier im Schloß und seine Soldaten das ihrige in den verlassenen Herrschaftshäusern und jenen der Geistlichen, so daß kein Mann in eines Bürgers Haus einquartiert wurde. Custine ließ sogleich und alle folgenden Abende das ganze Schloß so beleuchten wie es bei der Anwesenheit des Kurfürsten beleuchtet war. Im kurfürstlichen Schlafzimmer amüsierten ihn die Porträte der schönsten und liebsten Mainzer Damen; und er sagte höhnisch: „c'est délicieux.“ Auch soll er dem Schloßvogt befohlen haben, ihm jenes kurfürstliche Zimmer, die sogenannte camera obscura zu öffnen. Da sich derselbe weigerte, erbrach man die Thüre und fand ein Ameublement und Gemälde im Geschmacke Anakreons Grécour's und unseres deutschen Rosts. Custine schrieb mit großen

Buchstaben in die Mitte des süßen Zimmers „Geistliche Belustigung!“ Der General hält täglich zweimal Tafel, wozu er nebst seinen Offizieren, Bürger aus der Stadt einlädt. Als man ihn in einem Fayenceservice bediente, befahl er, an einer ihm bewußten Stelle das verborgene Tafelgeräte aus Silber auszupacken und für ihn zu benützen. Auch ließ sich Custine die kurfürstliche wohlverwahrte Bibliothek aufstellen.“

„Der Wein des bistümlichen Gutes in Herrheim wurde versteigert. Was nicht anzubringen war, verschenkten die Franzosen, so daß alle Einwohner, selbst benachbarte Bauern, Wein holen, oder auf der Stelle saufen können, so viel sie nur wollen. Wenn dann ein Bauer voll ist, werfen ihn die Franken zum Zimmer hinaus und rufen „voilà un cochon saoul!“

„Nach Allem sieht man, daß sie planmäßig alle geistlichen Stifte ruinieren. Vor der versammelten Bürgerschaft sprach Custine von den Fehlern des Kurfürsten und bot eine Verfassung an, worauf die Mainzer alsbald ihnen unliebe kurfürstliche Beamte absetzten und eine Kommission zur Ausarbeitung der Konstitution ernannten. Die verlorenen Existenzen wollten sich den Spruch, im dunklen ist gut munkeln, zu Nutzen machen, allein Custine ließ auf das Gesuch des Hofrates Kalkopf die Ordnung durch Androhung von Hängen und Totschießen wieder herstellen.“

3. November 1792: „In einer Proklamation verlangte er vom Frankfurter Magistrat die Auslieferung der Kanonen und Kriegsvorräte gegen Erlaß von 500,000 Livres Kontribution. Man behauptet der Kirchenschatz und die Kostbarkeiten aus dem Mainzer Dom seien alle insgesamt vom preußischen Gesandten mitgenommen und in Sicherheit gebracht worden!“

Am 19. November 1792 erhielt Ferdinand von seinem Sohne Wilhelm folgendes Schreiben aus Homburg von der Höhe: „Um Kastel herum, jenseits des Rheins, ziehen die Neufranken bei Mainz einen 40 Schuh breiten und 50 Schuh tiefen Graben. Die neue Festung allda wird fürchterlich. Zu ihrer Erbauung sind außerordentlich viele Weinberge, Gärten, Bäume und Häuser niedergerissen

worden. Der Schadenersatz wird den Inhabern in natura aus den Gütern der Domherren gegeben. In den neuen Werken um Kastel herum arbeiten täglich, die Sonntage nicht ausgenommen, über 3000 Menschen. Im letzten Klub in Mainz feuerte ein Redner die Einwohner der Stadt an, mitzuarbeiten an den neuen Festungswerken für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die nötigen Werkzeuge sollten sie aus dem Mainzer Zeughaus an Ort und Stelle bringen. Alles klatschte Beifall.

„Tags darauf fuhren die Klubbisten, die Hofräte, Bürger und Beisassen mit Schubkarren, Schaufeln und Spaten auf dem Rücken, durch Mainz nach Kastel. Der Klub ist in dem großen Konzertsaal, wo noch im August Kaiser und König, Fürsten und Prinzen gehuldigt ward. Welcher Gegensatz zwischen damals und jetzt!

„Mit Stimmenmehrheit beschloß der Klub alle Kreditoren der Adeligen vorzuladen, um ihre Forderungen liquid zu machen. Wenn bis zu einem gewissen Termin die Adeligen nicht gezahlt haben, so sollen ihre Güter verkauft werden, und, wenn sie sich nicht persönlich stellen, sollen sie als Emigranten behandelt werden. Und dieselbe Wandlung wie im Konzertsaal fand in der Mainzer Zeitung statt. Sie brachte ein feuriges Freiheits- und Tyrannengedicht und ein geharnischtes Sonett gegen den Herzog von Braunschweig. Es ist um so auffallender, weil dieselbe Zeitung zwei Tage vorher noch von Ergebenheit und Treue überfloß, wie Alles in Mainz und dem Rheingau bis auf den letzten Blutstropfen sich für den Kurfürsten und für das Vaterland opfern wolle. Und nun, das grelle Gegenteil. Mein Herz trauert, denn die Menschen sind vom Dämon des schwärzesten Undanks besessen."

Ende November 1792 schreibt Ferdinand an Aegid: „Der Fürst von Hessen ging dem General Custine in Weilburg entgegen, um ihn zu bewillkommnen. Custine entfernte sich und ließ sich von seinem Koch das Frühstück zurecht machen. Der Fürst bot ihm zur Bedienung Silber an, Custine verbat es und aß auf seinem Blechservice. Nach dem Frühstück begab er sich zum Fürsten, warf ihm

sein Betragen gegen die Franken vor, setzte ihm 300,000 Gulden Kontribution an, nahm sein Silber, Geiseln und Pferde mit." —

Am 2. Dezember 1792 schrieb Ferdinand: „Hier lieber Ägide schicke ich Dir die Abschrift eines Briefes, welchen ein Kanonikus am Bartholomäusstift in Frankfurt an einen Bekannten nach Mannheim gesandt hat: Die Hessen griffen unsere Stadt an; nach 10 Uhr fingen schon die Franken an zu retirieren. Das ganze Compostell liegt voll tödlich verwundeter Franzosen und ich habe schon bei 25 Mann die Generalabsolution erteilt. Sogar im Hof, auf freier Erde liegen sie in den äußersten Konvulsionen und können nicht sterben. Die Preußen, welche mit ihrem König und dem Herzog von Braunschweig 11,000 Mann stark unter Jubelgeschrei hier einmarschierten, sind gleich gegen Höchst losgegangen, wo Custine steht. Man hört eine starke Kanonade und es werden bereits schwer Verwundete von dieser Gegend hereingebracht. Bei meiner jetzigen Courage fühle ich erst, daß ich meinen Beruf nicht verfehlt habe."

Am 6. Dezember 1792 sprach er sich über die Begebenheiten aus, die im November in Belgien sich ereignet hatten. General Dumouriez hatte die Österreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen am 6. November bei Jemappes aufs Haupt geschlagen und die österreichische Armee aus Belgien nach dem Rhein gedrängt. „Dumouriez", schreibt Kobell, „erfüllt also bald den fürchterlichen Schwur der Neufranken, nicht eher zu ruhen, als bis die Armeen der Kaiserlichen gänzlich aufgerieben seien. Seit dem 6. November hat er den ganzen Teil von Brabant erobert, alle Städte eingenommen, fünf bis sechsmal die Kaiserlichen geschlagen und zurückgetrieben. Es ist eine ausgemachte Sache, die selbst der Feind zugestehen muß, daß dieser Dumouriez im jetzigen Frankreich einer der größten Menschen ist. Er ist Minister, General und Redner und durch eine seltsame Übereintreffung Wahrsager. Im August sagte er in seinem Rapport, wenn man Zutrauen zu ihm habe, wolle er alle Gefahren und Feinde aus seinem Vaterlande vertreiben. Er hielt Wort. Er sagte, am 17. November will ich

3*

in Brüssel sein, er zog am 14. dort ein. Und wie er es vorausgesagt, zog er auch am 27. November in Lüttich ein, nachdem er die Österreicher geschlagen."

Über die Vorgänge am Rhein schreibt er in demselben Briefe weiter: „Custine ist wieder mit seiner Armee in Mainz. Er sandte 10,000 Mann nach Oppenheim, um den Preußen den gedrohten Übergang über den Rhein zu verwehren. Nach Worms hat er eine starke Garnison gelegt, und täglich kömmt neue Verstärkung zu ihm. Laut hat er den Schwur gethan sich an Frankfurts Verräterei zu rächen. Denn die Frankfurter sollen die französische Garnison überfallen, die Gewehre genommen, den Pferden die Flechsen abgeschnitten haben, während die Franken Kanonen aus dem Zeughaus holen wollten.

„Wenn schon dies nicht Alles wahr ist, so steht doch fest, daß Frankfurter Handwerker und der Pöbel Dinge verübt, die der vernünftig sein sollende Magistrat hätte verhüten müssen. Jedenfalls haben sie das Thor aufgehauen und so kamen die Hessen und Preußen herein. Mehrere Kaufleute wollen sich für einige Zeit aus dem Staub machen.

„Die Kanonade, die man vorgestern gegen Landau zu vernahm, rührte von einer Attaque her, welche die Franzosen unvermutet auf das Dorf Herzheim bei Germersheim unternahmen. Da lagen zwei Bataillone von dem Michalowiz-Korps. Der zweite Hauptmann sagte dem ersten, kommandierenden Hauptmann, sie könnten sich wegen ihrer Position und der Überlegenheit des Feindes nicht soutenieren. Der erste Hauptmann verwarf diese Ansicht, und drohte dem ersten Besten, der sich retirieren wollte, eine Kugel in den Kopf zu schießen. So blieben sie Alle da.

„Sie wurden übermannt. Sie hatten 150 Blessierte und 50 Tode. Der erste Hauptmann sah wie eine Kanonenkugel seinem Sohn, der ihn als Cadet begleitet hatte, beide Beine zerschmetterte; er eilte dem unglücklichen Jungen zu Hilfe, da streckte ihn selbst eine Kugel tot zu Boden. Als Succurs aus der Gegend ankam, war die Affaire entschieden und der Franzos wieder zurück."

Am 22. Februar 1793 schreibt Ferdinand: „Die Franken fangen an, fürchterliche Sachen zu fordern, morgen sollen alle Edelleute und ritterhaft Begüterte in Mainz, Worms ꝛc. ꝛc., worunter auch unser bester Herr Baron von Dalberg und selbst der Fürst von Dürckheim, den französischen Bürgereid wie in Frankreich schwören. Sonntag desgleichen alle Bürger und Bauern. Wer dies nicht will, wird aus dem Land vertrieben und sein Vermögen konfisziert.“

Am 14. März: „Nachdem die Franzosen die Maske von Menschenglück, Freiheitssinn und Erleichterung der Abgaben, die sie so verführerisch und blendend vor sich hertrugen, so ziemlich abgezogen haben, hat jeder Deutsche mehr als Ursache, sie weit von sich mit ihrem Glück zu wünschen.“

Allerdings fügt er sofort in einer nicht unberechtigten Anwandlung bayerischen Partikular-Patriotismus hinzu: „Übrigens haben wir von den Kaiserlichen und von den Preußen mehr zu fürchten als von den Franzosen. Unsere Neutralität ist ihnen ein Verbrechen an der Reichsverfassung, und soll unser Kurfürst gezwungen werden, derselben zu entsagen.“

In der That traten wieder Gerüchte an die Öffentlichkeit von den Anschlägen Österreichs auf Bayern. Bekanntlich hatte schon Kaiser Joseph II. nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph (1777) mit dessen Nachfolger von der Sulzbacher Linie Karl Theodor einen Umtausch der österreichischen Niederlande gegen Niederbayern, Oberpfalz und einen Teil Oberbayerns verabredet, und nur König Friedrich II. von Preußen, der im Einverständnis mit dem erbberechtigten Agnaten Herzog Karl II. August von Zweibrücken Einspruch erhob, sowie der hochherzigen Herzogin Maria Anna von Bayern, welche warm das Interesse des Wittelsbachischen Gesamthauses vertrat, war es zu verdanken, wenn es damals nicht zur Teilung und Zertrümmerung Bayerns kam. Als nun Österreich im November 1792 aus Belgien weichen mußte, bemächtigte sich der öffentlichen Meinung in Bayern aufs neue der Argwohn, Österreich wolle sich für den belgischen Verlust an Bayern schadlos halten,

dessen Kurfürst Karl Theodor wie sein Vorgänger kinderlos war. „Man spricht mit aller Gewißheit davon," schrieb Kobell am 4. Februar 1793 aus Mannheim, „der Graf von Lehrbach habe dem Kaiser einen ganz genauen Etat aller Einkünfte in Bayern überbracht. Dieser Etat sei schon an den König von Preußen überschickt, und somit sei das Tauschgeschäft von Bayern mehr im Gang und uns näher als je." Am 30. März kommt er nochmals darauf zurück, indem er berichtet: „Lieber Egid, man sagt sich ziemlich laut, das Haus Österreich werde Bayern annektieren. Nach manchen öffentlichen Blättern ist ein großer Tauschhandel ausgemacht. Thorn und Danzig ist Preußen zugedacht. Bayern soll an Österreich vergeben werden."

Die obenerwähnte Neutralität Bayerns in dem Kriege erwies sich inzwischen als eine große Illusion. Am 27. November 1792 hatte der Reichstag zu Regensburg als Antwort auf den Einfall der Franzosen in das deutsche Reichsgebiet den Reichskrieg an Frankreich erklärt; der bayerische Kurfürst Karl Theodor stellte nun zwar das ihn treffende Truppenkontingent zu dem Kriege, glaubte jedoch für Pfalz-Bayern darum doch die Neutralität proklamieren zu können. Er verweigerte infolgedessen den Reichstruppen ebenso wie den preußischen und österreichischen Truppen das Betreten pfälzischen Gebietes, was für die Franzosen, die sich an diese Neutralität nicht kehrten, notwendig eine Begünstigung bedeutete. Sie besetzten am 9. Februar einstweilen das Gebiet des Herzogs Karl II. August von Zweibrücken, der sich nur mit knapper Not aus seinem Schlosse Karlsberg retten konnte. Kobell berichtet am 24. März über dieses Ereignis nach Mannheim: „Alles ist gespannt wegen des unerwarteten Verfahrens der Franken gegen den Herzog von Zweibrücken. Niemand vermag sich diese plötzliche Neutralitätsverletzung zu erklären. Noch auffallender ist die gewaltsame Hinwegführung des Zweibrückischen Ministers Freiherren von Esbeck. Und nun erreicht diese Verwunderung den höchsten Grad bei der Arretierung des Herren von Horn, Landschreibers zu Kaiserslautern. „Nach einem französischen Zeitungsberichte hat

man eine Verräterei entdeckt und den Verräter arretirt, der sich im Namen des Duc de deux ponts unterstanden, eine Protestation drucken und öffentlich affichiren zu lassen. Herr von Horn soll sich bei dem kommandirenden Stabsoffizier beklagt haben, daß die in der Stadt Lautern und in dem Oberamt kantonirenden Nationaltruppen vielfach Exzesse begingen. Der Stabsoffizier rieth ihm hier eigenmächtig Polizei und Ordnung zu halten und sie mit Gewalt zu handhaben. Horn ließ daher, um nötigenfalls die Mittel bei der Hand zu haben, allen Bauern in den Ortschaften andeuten, bei Anziehung der Sturmglocke mit Wehr und Waffen in der Stadt Lautern zu erscheinen, damit auch sie mithälfen, den Übergriffen des Feindes zu steuern. Die Bauern pflichteten ihm bei und schwuren, sich beim Sturmläuten einzufinden. Der Zufall wollte, daß eine dem Schwager des Herren von Horn gehörige Scheune in Brand geriet. Auf das Sturmläuten liefen alle Bauern bewaffnet herbei, und stellten sich vor dem Thore auf. Ein des Weges kommendes Korps Franzosen bemächtigte sich gleich einiger Bauern; sie wehrten sich und behaupteten, sie hätten Befehl, die Franzosen todt zu schlagen. Voll Wuth drangen hierauf die Franzosen in die Stadt, um die chevaux legers zu entwaffnen. Herr von Horn erklärte das Mißverständnis, die Bauern und chevaux legers konnten frei abziehen, aber Herr von Horn wurde in Arrest nach Saarbrücken abgeführt."

Da die pfalzbayrische Neutralität den verbündeten Mächten die Erlaubnis zur Überschreitung des Rheins bei Mannheim verweigerte, so giengen die Preußen am 25. März 1793 bei Bacharach über den Strom, die Österreicher zogen am 31. März in Speier, am 1. April in Germersheim ein, welch beide Städte die Franzosen geräumt hatten. Gleichzeitig begann die Reichsarmee, bei der sich auch das bayerische Kontigent befand, die Blokade von Mainz. Während derselben war Mannheim ein Mittelpunkt der Truppenbewegungen, und auch an fürstlichem Besuch fehlte es nicht. Die am 24. April zu Darmstadt erfolgte Verlobung des preußischen Kronprinzen, des späteren König Friedrich Wilhelm III. mit der

außerordentlich lieblichen Luise Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, deren herrlicher Charakter in den über Preußen kommenden schweren Zeiten sich so wundervoll bewährte, wurde hier gefeiert. Kobell berichtet hierüber am 27. April 1793: „Gestern Nachmittag kam der Herr Herzog von Zweibrücken mit seiner Gemahlin wieder von Karlsberg zurück, um die Verlobung der Prinzessinnen von Mecklenburg mit zwei preußischen Prinzen mitzufeiern. Man sagt, zweiundzwanzig Prinzen haben sich dazu eingefunden, und drei glänzende Bälle fänden statt. Nach diesen Vergnügen reiste der Herzog nachts 12 Uhr mit Gemahlin und Gefolge wieder von hier ab, um den am Morgen eintreffenden König von Preußen in Karlsberg zu empfangen und zu bewirten, obwohl die Franzosen in Blies-Castel stehen. Die Herzogin mußte frisiert und im großen Putze die Nacht durchfahren, damit sie rechtzeitig und nach dem Ceremoniell den König bewillkommen konnte."

Über die weiteren Festlichkeiten, die aus Anlaß der Anwesenheit des Königs von Preußen in Mannheim daselbst stattfanden, berichtet Kobell: „Der Ball im großen Redoutensaal war sehr brillant. Der König von Preußen, seine zwei Prinzen, der Herzog von Sachsen-Weimar, der Prinz von Nassau-Siegen und unser Herzog und Pfalzgraf Max mit ihren durchleuchtigsten Gemahlinnen waren anwesend. Dann über fünfzig preußische Offiziere. Friedrich Wilhelm II. ist ein Koloß an Größe und Du kannst stolz sein, lieber Egide, da alle Menschen sagen, ich sähe ihm gleich. Also ein schöner Mann! Leutseliger als der König kann man nicht sein, er blieb eine ganze Stunde mit unbedecktem Haupte auf dem Balle. Er sprach mit den verschiedensten Persönlichkeiten, auch Iffland wurden einige schmeichelhafte Worte zu Teil über sein Spiel an der Komödie.

„Den jungen Mädgen gefiel es indes wenig, daß die preußischen Herren Offiziere so militärisch blieben; in Stiefel und Sporen, mit der Schärpe umgürtet, den Degen an der Seite, dachte keiner ans Tanzen. Anfangs warteten die Mädger und nahmen kein Engagement an; als sie aber sahen, daß sie auf diese Art um ihr Tanzvergnügen kämen, ließen sie die Fremden fahren und nahmen mit den

vaterländischen Tänzern fürlieb. — Im Entreakt der Komödie spielte Ritter ein kurzes Konzertstück auf dem Violoncell, welches ihm Friedrich Wilhelm einst als Kronprinz geschenkt. — Ritter hätte gern eine Audienz bei dem Könige gehabt, allein wohin er sich wandte stieß er auf Obstakel. Selbst unser Prinz Max konnte sie ihm nicht zusagen. Da riet ihm ein preußischer Offizier zum Büchsenspanner des Königs zu gehen, denn dieser könnte ihm diese Gnade wohl am leichtesten verschaffen. Ritter folgte seinem Rat und sprach heute den König eine halbe Stunde allein.

„Friedrich Wilhelm erinnerte sich mit Vergnügen unseres einst so berühmten Orchesters und sagte, Musik bleibe seine einzige Ergötzung."

* * *

Bald nach diesem Briefe faßte Ferdinand Kobell den Entschluß mit seiner Familie nach München überzusiedeln. Denn nicht nur, daß die Gräuel des Revolutionskrieges sich seit dem gewaltthätigen Tode Ludwig XVI. in Frankreich in der empörendsten Weise mehrten, sondern sie bedrohten und suchten auch die rheinischen Städte in Deutschland heim. Wie einer Erlösung aus Sorgen und Schrecknissen sahen Kobells Frau und Kinder der neuen Heimat entgegen; nur Ferdinand erging es dabei wie einem alten Baum, dem das Versetzen nicht mehr behagt, und der nur schwer neue Wurzeln fassen wird. Den Zeitverhältnissen entsprechend ging die Reise umständlich und schwerfällig von statten. Innocenz blieb freiwillig in Mannheim zurück. Gewiß hat ihm sein Vater getreulich Nachrichten gegeben, aber die Briefe sind nur spärlich erhalten.

In der Familie ereignete sich manch Erfreuliches, denn Ägid führte seine schöne liebenswürdige Antonie von Geyser als Braut heim, auch Wilhelm und die Töchter vermählten sich.

Ferdinand wurde von dem Kurfürsten Karl Theodor zum Galleriedirektor ernannt.

Das noch von Mauern umgürtete München mit seinen vier

stattlichen Thoren Neuhauser-, Isar-, Sendlinger- und Schwabinger-thor, mit seinen vielen Kirchen und Klöstern, mit den Hof- und Staatsgebäuden, mit dem ehrwürdigen Residenzbau, dem Ball- und Opernhaus, mit dem lindenbepflanzten Hofgarten, gefielen naturgemäß dem kunstsinnigen Ferdinand Kobell. Der Hofgarten führte damals auf sanftabsteigenden Terrassen zu einem Weiher da wo jetzt die Leibregimentskaserne mit ihrem Exercierplatz sich befindet, und bot mit seiner niedlichen Insel, mit den Grotten, den ehernen Nixen und Delphinen ein stilvolles Stimmungsbild. In Verbindung mit dem von dem Grafen Rumford angelegten Theodorspark, nun Englischer Garten genannt, bildete er das Ziel für Kobells tägliche Spaziergänge. Hier sowohl wie auch in den reizenden Anlagen Nymphenburgs und in dem 1780 von dem Obrist-Jägermeister Baron Waldkirch angelegten Hirschgarten fühlte er sich an den Schloßgarten zu Mannheim erinnert. Und dann regte sich das Heimweh in ihm, dem er oft einen rührenden Ausdruck in seinen Briefen an den in Mannheim zurückgebliebenen Sohn Innocenz gab. Denn schwer empfand er den Unterschied in der Lebensauffassung und in der Lebensweise. Die warme Anhänglichkeit, die er für die Pfalz fühlte, sein Leid über das damals zerklüftete und zerissene Deutschland fanden nur wenig Verständnis und geringen Wiederhall bei den Altbayern. „Was liegt ihnen am Rhein,“ so schrieb er wenige Monate nach seinem Umzug, „wenn nur der Inn, die Isar und die Donau fortlaufen wie sie bisher gethan. Bacchus kennt diese Gegend nicht, und seit der Schöpfung ward auf solcher kein Thyrsusstab geschwungen, und kein Bacchanale gefeiert. Nie reifte da eine Rubintraube und nie strömte aus ihr der Göttersaft, der süße Wein in den goldenen Becher. Ach welch ein Land ist dagegen unser Vaterland! Manchmal besucht mich Frau Hypochondria mit ihrem braungrauen Gesicht! Sorgen der Zukunft und die Ahndung des kommenden Alters begleiten die düstere Madame und pressen mich.“

„Egidens Garten interessirt uns jetzt am meisten, wir haben ihn in ein Quodlibet von ländlichem, wildem und zahmem Wachstum

umgewandelt und Bruder Franz hat wahrhaft etwas Schönes und Fremdes aufgeführt. Da sind wir Nachmittags zusammen, sonnen uns und schauen in die weite Ferne — ach wie oft klebt mein Herz und mein Auge an dem Punkt, wo mein liebes verlorenes Vaterland liegt. Aber all die paradiesische Schönheit Mannheims verschwindet vor meinen Blicken, wenn ich die Einquartierungen in meinem Haus lese. Se taire et souffrir muß jetzt die Devise sein. Von unserem Quartier, das in einem Hause des Grafen Preising liegt,*) habe ich die Aussicht auf einen weiten Platz, sehe über die Stadt ins liebe freie Feld hinaus, sehe Dachau, Schleißheim und kann in die Ferne schweifen. Die Zimmer sind hell und prächtig tapeziert, drei in einer Reihe und zwei Kabinete, wo ich das schönste Licht von der Welt habe. Franz hat aparte Zimmer."

Mit diesem seinem Bruder in München vereinigt zu sein, war für Ferdinand allerdings eine Freude, die nur durch dessen Hang zur Einsamkeit beeinträchtigt wurde. Er klagt darüber bitter und schreibt an Innocenz warnend: „Das Fliehen der Menschen, weil sie uns nicht anstehen oder nicht nach unserem Willen sind, ist gefährlich. Man paßt sich der Einsamkeit an, die einem endlich zur Natur wird. Man entwöhnt sich aller Formalitäten und Gefälligkeiten, aus welchen der gesellschaftliche Anstand und die uns glücklich machende Freundschaft und Nachsicht im Leben entsteht. Man findet sich unbeholfen, glaubt der Stoff zum Gelächter zu sein, flieht deshalb die Menschen und ihre Cirkel und wird endlich wild wie ein Bär in seiner Höhle. Leider ist mein Bruder Franz auf diesem Wege."

Im November 1795 sollte Ferdinand die Freude haben, seinen Sohn Innocenz in München zu begrüßen. Die Unruhe der Zeitläufte wird durch folgende Zeilen beleuchtet: „Von München aus, lieber Innocenz, kann Dir kein Paß nach Mannheim zu Deiner Hieherreise geschickt werden. Du mußt suchen, von den Repräsen-

*) Das Rückgebäude der heutigen Hypotheken- und Wechselbank in der Theatinerstraße.

tanten einen Paß zu erhalten, wozu Dir Detroge behilflich sein könnte. Recum kann Dir vielleicht einen durch Elsaß oder Lothringen verschaffen, und nebst diesem mußt Du einen von unserem Minister unterschriebenen Paß haben, wozu Dir wohl unser Freund Schlösser verhilft. In Basel wird Dir Herr von Reibold einen Paß nach München geben, und dann kannst Du sicher hieher reisen!"

Die fortdauernde Sehnsucht nach der alten Heimat spricht sich aber noch in einem aus dem Mai 1797 stammenden Brief an den Sohn Wilhelm, den Schlachtenmaler, aus, der eben am Rhein weilt: „Nie habe ich mich mehr zu Dir nach Mannheim gewünscht, als bei Lesung Deines Briefes. So stumpf ich fast für Alles bin, so lebe ich doch noch für Gemälde und für meine Kunst. Deine feurige Begeisterung für die Bilder des Herzogs von Zweibrücken hat mich um zwanzig Jahre verjüngt und electrisiert. Es waren denn doch auch Männer und Maler diese Flamländer! Mein Bruder Franz mag sagen, was er will, die Kunst dieser großen Meister hat Gewalt über ihn, trotz seiner Parteilichkeit für die Italiener. Denn unlängst stand er in Nymphenburg wohl eine halbe Stunde wie unbeweglich vor der kleinen Landschaft von Loth mit den Figuren von Wouvermann."

„Was soll ich Dir schreiben, lieber Innocenz," wandte sich Ferdinand im Oktober 1797 zu der Zeit des Abschlusses des Friedens von Campo Formio an seinen Sohn. „Mit Neuigkeiten sich zu behangen und unter ihrem schlangenartigen Gewirr sich herumzuwinden, ist nicht der Mühe wert. Gewisses weiß man nicht, und hier schon gar nicht, weil der einzige in München gewürdigte Punkt bloß immer da hinausgeht, ob und daß Bayern nicht an Österreich verkauft werde. Ich bin nur ein Laie in Politik, glaube auch jetzt, daß der Friede gemacht werde, allein wie, das ist die Frage. Indeß wird sie sich bald entscheiden, denn die Cirkel, in welchen man sich stets herumdrehte, rücken immer näher zusammen, und endlich müssen sich Linien und Grundton so eng berühren, daß sie ineinander fließen."

Und am 20. Juni 1798, als der Rastatter Kongreß über

Deutſchland Gericht hielt, ſchreibt er: „Hier iſt es nun noch ſtiller, als es im Laufe des Krieges war; die Hälfte der Bayern denkt an gar nichts Politiſches und die andere Hälfte glaubt an ihre Vertauſchung an Öſterreich als an eine ausgemachte Sache, über welche nichts mehr zu reden nötig iſt. Herr Fürſt von Bretzenheim*) iſt wieder ſeit drei Tagen hier, iſt das nicht ein gutes Zeichen oder bedeutet es, daß Alles über dem Rhein verloren? Er hat überall erzählt, wie prächtig und belebt die Bälle in Mannheim und Heidelberg ſeien — eine herrliche Charakteriſtik für ein Vaterland!“

Die Ereigniſſe des 18. Fructidor (4. September 1797), wo Augereau in Bonapartes Auftrag 53 royaliſtiſcher Umtriebe verdächtige Abgeordnete des Rats der Fünfhundert, an ihrer Spitze den General Pichegru, und das Mitglied des Direktoriums Carnot verhaften ließ, veranlaßte Kobell am 13. September 1797 zu folgendem Erguß: „Ich möchte wohl mit Dir, lieber Innocenz, über die großen Begebenheiten des Revolutionskrieges ſprechen, darüber ſchreiben, iſt als ob man die Wellen des Waſſers zählen wollte, man kann keine fixiren, bis man ſie haſchen will, hat ſchon eine neue größere die vorher bemerkte verdrängt. Wer kann das faſſen? Pichegru ein Verräter ſeines Vaterlandes, das er erhalten und wieder erobert hat — und Condé, der natürliche und geſchworenſte Feind desſelben ſein Erretter, weil er Pichegru's verräteriſche Pläne nicht annehmen und ausführen wollte. Welches Triebwerk menſchlicher Leidenſchaften. Wie viel Beſtreben zur Menſchenbeglückung, das nur Unglück hervorbringt. Ich kann mir Männer wie Carnot, Pichegru, Barthelemy nicht als Verräter denken; angeklagt ſind ſie, arretiert und ſchon abgeurteilt — aber wo iſt ihr Eingeſtändniß, wo ihre Befragung, wo ſind ſie überwieſen? Keiner hat noch geantwortet, noch hat man es ihm gegönnt — iſt das ſo Sitte und Brauch und Menſchenrecht bei der Republik? Schweigen wir da-

*) Natürlicher Sohn des Kurfürſten Karl Theodor (geb. 1769, geſt. 1823), der ſeit 1774 den Titel eines Reichsgrafen von Heideck führte und die in Weſtphalen liegende Herrſchaft Bretzenheim erhalten hatte.

von, trauern wir über die geschehenen und zu kommenden Dinge. Mit Spott und Hohn werden die Versuche angezeigt, das linke Rheinufer zu republikanisiren, man achtet des Funkens nicht, der im alten Gebäude glimmt, und sich zeigt, und wenn es lichterloh brennt, wird man wieder löschen wollen. War's mit dem Anfang dieser unseligen Revolution nicht gerade so?"

„Ganz München," heißt es in einem anderen Briefe aus derselben Zeit, „wimmelt von Condéern — ihre Physiognomien stechen diesmal gewaltig von jenen ab, die sie voriges Jahr hier zur Schau trugen. Niedergeschlagenheit ist der hervorragende Zug darin. Eine große Menge Weiber ist bei ihnen. Es ist ein trauriger Anblick, und man mag noch so erzürnt über sie und ihre Aufführung in unseren Landen sein, die Thränen kommen einem ins Auge aus Mitleid über ihr jetziges Schicksal. Etliche hundert Mann unserer Dragoner und Infanterie begleiten und führen sie durchs Land und halten gute Ordnung unter ihnen. — Die Preise der Lebensmittel sind so hoch, daß man kaum mehr leben kann. Selbst das Brennholz, das in Bayern bis zur Verschwendung vorrätig war, steigt fürchterlich; daran ist die Spekulation der Holzhändler schuld, die so viel Nutzen für sich mit so viel Schaden fürs Allgemeine in Anspruch nimmt."

Innocenz, der nun kurpfälzische Hofrat in Mannheim, erhält 1797 die frohe Botschaft aus München, daß Ägids Ehe mit seiner geliebten „Tonele" am 4. Februar 1794 durch die Geburt eines Töchterleins (Sophie) noch einige Glücksgrade mehr aufweist. „Die Freude über unsere ‚kleine Quatsch' (Schreihals) ist nicht zu schildern," schreibt Ägid. „Wir haben unser Sommerhaus in Schwabing bezogen, die ganze Familie ist alle Abende im Garten oder im Wohnzimmer vereint, und einige kleine Streitigkeiten ausgenommen, sind wir recht vergnügt. Wilhelm ist der Alte. Jeder Augenblick, den er anders als mit Pinsel und Farben durchlebt, ist für ihn ein Verlust. Ich bin kreuzwohlauf und Tonele desgleichen. Meine und meiner Frau Silhouetten sind für Dich bestellt. Deine cara mia ammassica hier lernt singen und die

Harfe ſpielen, nun wirſt Du ganz zerſchmelzen, wenn Du hieher kömmſt und ſie wiederſiehſt.“ Ferdinand fügt die originelle Mahnung hinzu: „Mache ſauber gekleidet alle Viſiten, die der Wohlſtand erfordert, wohlgepudert und mit geraden Knien. Schicke mir einige Bund Federn zum Zeichnen, denn die hieſigen ſind ſicher dem Teufel aus den Flügeln gerupft. Auch holländiſches Papier, ſonderlich von der kleinen Gattung, das hieſige iſt zum Zeichnen abſcheulich. Zum Kupferdruck erhielt ich 2 Buch Colombier, ſo ſchön, daß man Luſt bekömmt, ſich ſelbſt darauf abdrucken zu laſſen.“

Am 14. Januar 1798 ſchreibt Ferdinand an Innocenz: „Ich aß heute bei Egid, Wilhelm in ſeinem Strohwitwerſtand war auch da; die zwei fielen mir um den Hals, und Egid ſagte unter Lachen und Thränen: ‚Der Kurfürſt hat Sie auf Vorſchlag des Herren Grafen von Leiningen zum erſten Galleriedirektor in Mannheim ernannt mit dem Ausdruck, daß er Ihnen recht gerne dieſe Gnade erweiſe, weil er Sie als einen recht braven und geſchickten Mann ſchätzt.‘ Ich ſtand wie angewurzelt und kann mich noch nicht ganz vor Freude in die Geſchichte faſſen, auch iſt Verſpruch dabei, bei eingetretener Ordnung und ruhiger Zeit Zulage zu erhalten. Morgen oder übermorgen wird es unterſchrieben und ich werde dann von meiner Charge bei unſerer Gallerie in Nymphenburg entlaſſen und dort den Antritt machen können!“

„O mein gutes, deutſches Vaterland, was biſt du geworden!“ ſchreibt Ferdinand zu Anfang des Jahres 1798, „und was werden die Menſchen noch aus dir machen! An dieſem Teil plündern uns unſere Feinde, an jenem zwingt, wie ſie ſagen, die eiſerne Not unſere Freunde, uns ebenfalls zu mißhandeln! — Hier dauern Konzerte und Maskenbälle fort und in jedem Eckchen fiedelt der Bierzapfler eine Geige und drehen ſich die anderen im Walzer. Die Menſchen fiedeln ſich zu Grabe. Ich lege Dir hier zwei Flugſchriften bei, die unglaublich dumm und ungezogen ſind und öffentlich von den Bänkelſängern verkauft werden. Das paſſiert die Cenſur, und Wieland, Kotzebue und noch manch anderen Geiſtes unſterbliche Werke ſind verboten.“

Einer der letzten Briefe Kobells, vom 23. März 1798, berichtet die Ankunft des Thronerben von Pfalz-Bayern, des Pfalzgraf Max Josef von der Zweibrückenschen Linie in München. „Unser guter und herzlich populärer Herr Herzog Max Joseph ist glücklich hier angelangt. Viel tausend Menschen gingen ihm auf dem Nymphenburger Weg entgegen, man empfieng ihn mit Kanonendonner. Einige Tage vor seiner Ankunft kam der Pfalzgraf Wilhelm von Birkenfeld mit seiner Gemahlin und seinem zwölfjährigen Prinzen Pius aus Landshut hieher, auch die verwitwete Frau Herzogin von Zweibrücken ist noch da und die Prinzessin von Landshut, mithin ist der Hof zahlreich und brillant. Was diese Zusammenkunft zur Ursache habe, willst Du wissen? Bist Du denn incurabel? Von wem soll ich denn so etwas erfahren?"

„Auf des Herzogs Wunsch machten ich und Egid unsere Aufwartung. Es ist nicht möglich, gnädiger und mit ausgezeichneterer Schätzung empfangen zu werden. Der Herzog sagte, ich und meine Söhne sollten zu Ihm kommen, wann und wie wir wollten, des Morgens und ohne Ceremonie, und sollten unsere „Bratspies" (Degen) zu Hause lassen. Der Herzog und seine Gemahlin unterhielten sich mit mir über meine Kunst und sprachen davon mit aller Liebe, auch gratulierte mir der Herzog zu meiner erhaltenen Direktorstelle der Gallerie, so wurden wir groß geehrt und können uns auf das Wohlwollen des durchlauchtigsten Herren etwas zugut halten."

Aber es blieb bei der Vorfreude, Ferdinand Kobell sollte die Direktorstelle nicht antreten, sein geliebtes Mannheim nicht wiedersehen, denn er starb vor seiner beabsichtigten Übersiedlung am 1. Februar 1799.

Erstes Buch.

Unter Max Joseph.

Erstes Kapitel.

Max Josephs Regierungsantritt.

Kurfürst Karl Theodor erlag am 16. Februar 1799 zu Nymphenburg einem Schlaganfalle, der ihn beim L'hombrespiel überraschte; damit wurde Max Joseph zur Nachfolge in Bayern berufen.

Eine neue Zeit begann nun für Bayern.

Der verstorbene Kurfürst Karl Theodor hatte sich in Bayern und seiner Hauptstadt nie recht heimisch gefühlt. Der sulzbachischen Linie des Hauses Wittelsbach entsprossen, war er schon im 9. Lebensjahre in die Rheinpfalz verpflanzt worden, auf deren Thron er bei der Kinderlosigkeit des Kurfürsten Karl Philipp Anwartschaft hatte. So war er dem bayerischen Wesen entfremdet, als ihn wider Erwarten der Tod Maximilians III. Josef, der ebenfalls ohne Leibeserben starb, 1777 zur Nachfolge auch im diesseitigen Bayern berief. Verstand und liebte er das Sein und Wesen der Altbayern nicht, so verziehen diese ihrerseits ihm nie seine Bereitwilligkeit auf einen Länderaustausch einzugehen, der Bayern oder einen Teil davon an Österreich abtreten sollte. Der Verlust des Innviertels bei dem Friedensschluß zu Teschen im Jahre 1779 blieb ein Stachel in ihren Herzen. Die Lichtseite im Charakter Karl Theodors war seine Liebe zu den schönen Künsten. Dreierlei verdient aus seinem Wirken in dieser Richtung besonders hervorgehoben zu werden, was ihm Anspruch auf den Dank der

Nachwelt gibt. Erstens ließ er zu München aus Sumpf und Wildnis den englischen Garten erstehen, dann fällt in seine Regierungszeit die Blüte des Mannheimer Theaters, die für die deutsche Litteratur von so hoher Bedeutung ward. Endlich gab Karl Theodor den Impuls zu Mozarts Idomeneo, da er den jungen Komponisten einlud, eine Oper für München zu schreiben. Die bildenden Künste unterstützte er in reichstem Maße und verwendete für dieselben laut vorhandener Rechnungen während seiner Regierung 35 Millionen Gulden. Karl Theodor liebte eine prächtige Hofhaltung, in der auch der Mohr und die Zwerge nicht fehlten. Er war zweimal vermählt; in erster Ehe mit Prinzessin Elisabeth, Tochter des sulzbach'schen Erbprinzen Joseph Karl Emanuel, welche 1794 verschied, in zweiter Ehe mit der Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Österreich-Este zu Modena. Er starb kinderlos, die sulzbach'sche Linie erlosch mit ihm, und die Erbfolge ging an die Zweibrücken-Birkenfelder Linie über.

Max Joseph, 1756 als Sohn des Herzogs Friedrich Michael von Zweibrücken zu Mannheim geboren, hatte von Hause aus wenig Aussichten, jemals auf einen Thron zu gelangen. Er nahm daher die Aufforderung zum Eintritt in französische Kriegsdienste an und wurde 1777 Oberst des Regiments d'Alsace zu Straßburg, das schon sein Vater kommandiert hatte. Er verlebte dort glückliche Jahre und verließ diese Stadt erst beim Ausbruch der Revolution.

Das bayerische Volk begrüßte den neuen Kurfürsten, dem der Ruf großer Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit voranging, mit lebhaften Hoffnungen. Aber freilich den Frieden, welchen dasselbe nach den schweren Bedrückungen der letzten Jahre ersehnte, vermochte Max Joseph nicht zu geben. Sein Regierungsantritt fiel in die Zeit des Wiederausbruches des Krieges. Die Franzosen überschritten im März 1799 den Rhein, Erzherzog Karl kam an der Spitze eines österreichischen Heeres über den Inn.

Als die Franzosen unter General Moreau im Juni 1800 München besetzten und Bayern brandschatzten, floh Max Joseph mit

seiner Familie nach Amberg, wo er mehrere Monate verweilte. „Hier in München ist es verteufelt lebhaft“, schrieb der Konferenz-Sekretär Ägid Kobell im November 1800 an seinen Bruder Innocenz nach Mannheim. Und er mag wohl recht gehabt haben, denn die Stadt glich einem Lager, in dem Truppen aller Art durcheinander wogten, zechten und sangen und manche Raufluſtige sich mit Faust und Messer kalt machten. Der französische Oberkommandierende General Moreau wohnte im Schloß zu Nymphenburg, arbeitete, und jagte zur Erholung. Des „Ersten Konsul“ Siege fiengen an, Moreau zu beunruhigen, da er befürchtete, Bonaparte werde der Republik das Lebenslicht ausblasen. Moreaus Generäle teilten diese Besorgnis nicht; sie nahmen Bonapartes Triumphe auf die leichte Schulter, und ließen sichs wohl sein in den Palästen der Adeligen, die mit Max Joseph geflohen waren. „Die ganze Armee, der rechte Flügel ausgenommen, der in Tyrol steht, ist in unserem armen Lande konzentriert,“ schloß Ägid Kobell seinen Brief.

Da die zu Lüneville begonnenen Friedensverhandlungen zu keinem Ziele führten, erfolgte im November der Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Erzherzog Johann fiel in Bayern ein, General Moreau rückte von München ihm entgegen. „Gestern Früh“, berichtete Ägid Kobell am 4. Dezember 1800, „hat Moreau in Hohenlinden die Kaiserlichen angegriffen und ihnen eine Schlacht geliefert, die sich ganz zum Vorteil der Franzosen entschieden, und wovon der Erfolg war, daß unsere Feinde 80 Kanonen erobert und viel tausend Gefangene hier eingebracht haben. Viele Bayern sollen darunter sein, auch General Deroy. Wrede hat sich durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet. Das pfalzbayerische Korps, welches in einem Walde umzingelt ward, hat erstaunend gelitten. Während ich dies schreibe kommt wieder eine Menge Gefangener an, deren Unterbringung und Verpflegung der Stadt unendliche Last verursacht.“

Diese Schlacht von Hohenlinden, in der Moreau die Österreicher aufs Haupt schlug, beendete den Krieg der zweiten Koalition.

„Heute Mittag 26. Dezember 1800", schrieb Ägid Kobell, „ist ein österreichischer Cabinettskurier von zwei Husaren eskortirt hier durch nach Lüneville passirt, und Alles hofft und glaubt an einen baldigen Frieden."

Der Friede erfolgte, aber welcher Friede! Die Macht Deutschlands war beschämend gebrochen, das deutsche Reich verlor 1150 Quadratmeilen Gebiet mit beinahe 3½ Millionen Einwohner. Bonaparte diktierte, die Fürsten und Reichsstände gehorchten. Die Gebiete am linken Rheinufer wurden das Eigentum der französischen Republik und der Wille des Ersten Konsuls galt als Gesetz in ganz Europa.

In das unerquickliche politische Treiben, in die schmachvollen Intriguen, tönten lustig Flöten und Zimbeln zum Reigen der französischen Aspasias und Saphos, die mit ihren Alcibiades' und Perikles' die klassische Zeit des Altertums in Paris heraufbeschwören wollten. Auch in München wetteiferten die fremden Offiziere, Bälle zu veranstalten, „dem General en chef zu Ehren", aber insbesondere, weil, wie Ägid Kobell schreibt, „die schönen Franzosen die Münchner Frauenzimmer gar sehr beschäftigten." Lange von sich reden machte das Konzert im März 1801, „worin Madame Canabiche deklamierte, und die Feuerwerker schienen bei ihren Darstellungen, Mond und Sterne vom Himmel geholt zu haben!"

Die Jakobiner, die ihre Karten in Frankreich ausgespielt hatten, trieben um diese Zeit in bedrohlicher Weise ihr Unwesen in München. Sie verbreiteten aufrührerische Pamphlete, die sie an Schrannentagen den Bauern in die Getreidesäcke steckten, gründeten revolutionäre Klubs und zettelten eine Verschwörung gegen den Kurfürsten an. An kleinen Dantons und Robespierres hätte es in dieser Umsturzpartei nicht gefehlt, welche Bayern als Republik unter den Schutz Frankreichs stellen wollte. General Moreau aber gab dazu seine Hand nicht her; Bayern selbst dankte auch für jene Volksbeglückung, und Kurfürst Max Joseph, als er nach München zurückgekehrt war, legte mit seinem Minister Montgelas durch Klugheit und Takt die Jakobiner daselbst alsbald brach.

Dagegen unterzeichnete der Kurfürst, dem sein Anschluß an Österreich so übel bekommen war, am 24. August 1801 den ihm von dem ersten Konsul angebotenen Vertrag mit Frankreich, und von nun an geriet die bayerische Politik für längere Zeit in das französische Fahrwasser. Deutsches Nationalgefühl war in jenen Tagen noch wenig verbreitet. Die Anlehnung an eine größere Macht war aber für Bayern eine Existenzfrage. Daß diese Macht Österreich nicht sein konnte, stand nach allem Vorangegangenen außer Frage; Preußen hatte sich damals ganz auf seine Neutralität zurückgezogen und schien auf eine aktive Politik vollständig verzichtet zu haben. So ergab sich der Anschluß Bayerns an das mächtige Frankreich in der That, wenn nicht als der einzige, so doch als der beste Ausweg, und hiedurch eröffneten sich glänzende Aussichten für dessen Machtstellung.

Schon im Lüneviller Frieden erhielt Max Joseph eine reiche Entschädigung für seine Verluste in der Pfalz, indem ihm die Gebiete der Bistümer Würzburg, Bamberg, Augsburg und Freising, ein Teil des Hochstiftes Passau, die Abtei Kempten und endlich die Reichsstädte Schweinfurt, Memmingen, Kaufbeuren, Nördlingen, Rothenburg, Windsheim zugesprochen wurden. Im Frieden von Preßburg von 1805, der dem niedergeworfenen Österreich von Napoleon auferlegt ward, wurden für Napoleons deutsche Verbündete — außer Bayern auch Württemberg und Baden — aufs Neue beträchtliche Gebietsvermehrungen herausgeschlagen. Kurfürst Max Joseph erhielt von Österreich Tirol nebst den Gebieten der Bistümer Brixen und Trient, von Preußen Ansbach abgetreten; dazu kam noch die Reichsstadt Augsburg; außerdem ward ihm gleich dem württembergischen Kurfürsten die souveräne Königswürde zugesprochen. Als die Auflösung des deutschen Reiches durch den Abschluß des Rheinbundes (12. Juli 1806) vollendet war und die Mediatisierung einer Anzahl deutscher Fürstenhäuser erfolgte, teilte sich Bayern mit Württemberg in die Gebiete der Fürsten von Öttingen, Hohenlohe, Löwenstein, Thurn und Taxis, Schwarzenberg ꝛc., und erhielt außerdem die einst so blühende Reichs-

stadt Nürnberg. Im Wiener Frieden von 1809 erstattete Österreich das Innviertel zurück und trat Salzburg und Berchtesgaden an Bayern ab.

Errang so die bayerische Politik nach Außen große Erfolge, so erwuchsen andererseits für die Staatsleitung im Innern schwierige Aufgaben. Die Gebietsvergrößerung erheischte eine völlig neue Verwaltungsorganisation. Mit manchen althergebrachten Gepflogenheiten mußte gebrochen werden, z. B. mit der Käuflichkeit der Staatsämter und Militärstellen. Die Verhältnisse der Staatsdiener mußten infolgedessen ganz neu geregelt, ein neues Pensionsstatut festgesetzt werden. Die Hebung der Finanzen und des vernachlässigten Schulwesens war eine dringende Notwendigkeit. Die meisten Klöster wurden aufgehoben, nur die mit dem Schulunterrichte und der Krankenpflege sich beschäftigenden Orden wurden beibehalten. In München verschwanden damals die „Nonnen auf der Stiege“, die Karmeliterinnen auf dem Lilienberg, die Schwestern von Notre-Dame in Nymphenburg, wogegen die barmherzigen Schwestern und Brüder nicht nur weiterbestanden, sondern es war ihnen auch das öffentliche Sammeln milder Gaben erlaubt. Statt der bei den Franziskanern und Kapuzinern Münchens bisher unentgeltlich ausgeteilten Klostersuppe wurde nun in einer im Polizeihause hergerichteten Küche mit anstoßendem ventilierten Speisesaal an Jedermann um 1 kr., auch oft umsonst, eine halbe Maß kräftiger, frischgekochter rumfordischer Suppe verabreicht. Wiederholt trafen Max Joseph und seine Gemahlin unangemeldet dort ein, und versuchten aus den hölzernen Schüsseln die Suppe, um sich zu überzeugen, daß sie den Anforderungen entspräche. Verwahrloste Kinder wurden dem Landgerichte Dachau zur Erlernung der Landwirtschaft auf Privatkosten des Kurfürsten übergeben.

Dem Kurfürsten war es geglückt, in dem Grafen Montgelas einen Staatsmann von hervorragenden Eigenschaften als ersten Minister zu gewinnen; sein Name ist mit dem Regimente Max Josephs unzertrennlich verknüpft. Montgelas entstammte einer savoyischen Adelsfamilie, die mit der Gemahlin des Kurfürsten Ferdi-

nand Maria nach Bayern gekommen war. Zu München 1759 geboren, hatte er im Jahre 1777 im bayerischen Staatsdienste seine Laufbahn begonnen; da er sich jedoch wegen seines Anschlusses an den Illuminatenorden die Ungnade des Kurfürsten Karl Theodor zuzog, war er 1785 in Herzog Karls II. August von Zweibrücken Dienste übergetreten. Hier hatte ihn Max Joseph kennen gelernt, und ernannte ihn nun sofort nach seiner Succession in Bayern zu seinem ersten Minister. Montgelas' Arbeitskraft und Energie waren ebenso bedeutend wie sein Scharfsinn. Seine staatsmännische Befähigung muß auch von den Gegnern anerkannt werden, deren er umso mehr hatte, als sein zumal im Anfang sich etwas stürmisch äußernder Neuerungsdrang, vornehmlich auch auf kirchlich-religiösem Gebiet, mit liebgewordenen altbayerischen Volksgewohnheiten mitunter schroff zusammenstieß.

Ein großer Teil der Feiertage wurde „abgewürdigt", und damit auch dem Wunsch zahlreicher einsichtsvoller Geistlicher entsprochen. Das „Gewitterläuten", der Feldumritt mit dem Allerheiligsten, die Anwendung der Exorcismen wurden verboten. In den letzten Tagen der Charwoche sollte Christus im Grab durch eine verhüllte Statue dargestellt werden. Unter Karl Theodor hatte man es sich zur Ehre angerechnet, Christus im Grabe vorstellen zu dürfen. Einer der letzten, der sich dem unterzog, war Graf Anton von Törring-Seefeld, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften.*) Den Eremiten im „Habit", wie auch den vom Lande nach der Stadt ziehenden „Pilgerhorden" sollte der Eintritt in die Residenzstadt München nunmehr streng verwehrt sein. Aus gesundheitlichen Gründen wurde die Beerdigung in Kirchen allgemein verboten. Fortan sollte „den unehelichen Leichen wie den ehelich geborenen die geweihte Erdscholle vergönnt sein." Die „Erbseinsetzung der armen Seel", d. h. solche den Kirchen und Klöstern zugut kommende letztwillige Verfügungen, worin der Erblasser seine arme Seele als Erben einsetzte, erlitt durch eine Verordnung des Jahres 1806

*) Friedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich Thiersch. I.

eine wesentliche Einschränkung, indem bestimmt wurde, daß, „wenn dergleichen Dispositionen ferner vorkommen sollten, auf dem Abzuge des vierten Teils für den Armenfonds und ebenfalls eines vierten Teils für den Schulfonds bestanden werde.“

Unter Max Joseph erfolgte die Gleichstellung der Konfessionen. Bisher hatten die Protestanten Münchens sich auf die Hausandacht zu beschränken gehabt; wollten sie eine Kirche besuchen, so mußten sie nach Augsburg reisen.*) Nachdem der Kurfürstin Karoline wegen das Hofballhaus in der Residenz in ein protestantisches Bethaus umgewandelt worden, wurde im Jahre 1803 den Protestanten Münchens gestattet, eine Gemeinde zu bilden, 1806 gewährte ihnen die Regierung die freie Religionsausübung, wozu ihnen die Salvatorkirche angewiesen wurde. Da den protestantischen Hofprediger Friedrich Schmid kein Münchner Bürger in die Wohnung nehmen wollte, aus Furcht, der Blitz schlage ein, wo man den Ketzer beherberge, sagte Max Joseph: „So will ich ihm eine Wohnung geben!“ Er erteilte ihm daher eine solche in der königlichen Residenz. Und nur durch des Herrschers Machtwort war es einem Protestanten möglich, das Münchener Bürgerrecht zu erhalten: der erste war der Weinwirt Michel. Als am Charfreitag zum erstenmal die Glocken zum protestantischen Gottesdienste läuteten, entstand ein Aufruhr unter den Katholiken, so daß die Polizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung einschreiten mußte.

Auch den Judenbedrängnissen setzte der Monarch Schranken in seinem Lande: der Leibzoll wurde aufgehoben, den Judenweibern gestattet, in München ihr Wochenbett zu halten, die Feier des Laubhüttenfestes wurde in Privathäusern erlaubt. Aber noch besaßen die Juden 1805 in München keine Synagoge, keine Wohnung eines Rabbiners, und mußten ihre Verstorbenen nach Kriegshaber bei Augsburg zur Beerdigung überführen. Die Einweihung der ersten Synagoge erfolgte 1825.

Sogleich bei seinem Regierungsantritt hatte Max Joseph die

---

*) München im Jahre 1819 von Alois Huber I.

Notwendigkeit erkannt, die Gesetzgebung in allen Zweigen „nach den wissenschaftlichen Fortschritten, nach der Kultur der Nation und nach den Zeitverhältnissen einer Revision zu unterwerfen und alle Teile des Reiches unter einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung zu vereinigen." Somit ward 1813 ein neues von Anselm von Feuerbach verfaßtes Strafgesetzbuch in Bayern eingeführt. „Die oft bis zur Ungerechtigkeit steigende Strenge in dem bisher üblichen Kreitmaierschen Strafkodex hatte sich überlebt, die grausamen Todesarten, Verdachtsstrafen u. s. w. wurden aufgehoben, körperliche Züchtigung nur da angewandt, wo Mutwille oder auffallende Rohheit ihren Eindruck anrieten." Sie durfte die Zahl von 50 Streichen niemals überschreiten. Eine Menge Neugieriger zog noch der am Pranger Stehende an, der mit entblößtem Kopfe, in grauem Kittel, eine Tafel auf Brust und Rücken, die sein Verbrechen kundgab, in München in der weiten Gasse häufig zu erblicken war.

Das Sitzungsprotokoll für die zur Beratung des Gesetzbuches niedergesetzte Kommission hatte der Generalsekretär Ägid Kobell geführt, und zwar, wie Feuerbach rühmte, „mit jener Genauigkeit und Vollständigkeit, welche der Gegenstand an sich und die bei den Diskussionen herrschende Umsicht und Bedächtlichkeit forderte."

Zweites Kapitel.

Die Zeit des Rheinbunds.

Schlag auf Schlag folgten große Ereignisse. Napoleon I. ließ sich am 18. Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen ausrufen. Am 2. Dezember salbte ihn Papst Pius VII als solchen. Die Krone aber setzte er selbst sich und seiner vor ihm knieenden Gemahlin aufs Haupt. Josephine erschien in einer reichgestickten „Sueigue“ mit Überwurf und Schleppe; auch die anderen Damen waren antik gekleidet: à la Grecque, à la Romaine, auch à la Turque. Der Kaiser trat in einem etwas modernisierten römischen Ornate auf. An seinem Schmuck figurierte die Biene. Der neue Cäsar gab das Signal zu der Tracht à l'empire, die nun auf dem Gebiet der Mode in Europa ebenso herrschend wurde als Napoleons Wille auf dem Gebiet der Politik. Man schlief fortan in einem „Lit romain“, saß in einem „Fauteuil Napoleon“ und statt „Louis seize de Titus Auguste imitateur“ erschien nun in zahllosen Farbendrucken „Napoleon Gallorum Primus imperator atque Rex Italiae“. Man wärmte sich an einem Ofen mit dem ausgespreizten Kaiseradler und feierte alle „Batailles Bonapartes“, wenn man auch halb zu Grunde dabei gerichtet ward. Die Vernunftgöttin verwandelte sich in eine Rosière und diese unterwarf sich bereitwilligst der gestellten Bedingung, ein unbescholtenes Mädchen zu sein und einen tapferen Krieger aus des Kaisers Heer glücklich zu machen.

Um seine Familie und seine Umgebung zu sich zu erheben, schuf Napoleon Könige, Prinzen, Herzoge, Grafen und Barone. Die Königreiche gründete er sich zu Nutz und Frommen. Die republikanischen Reformen reformierte er, der alte Kalender ward wieder eingeführt.

Als Napoleon 1805 Rußland und Österreich zum Kampf herausforderte, da mußten sich deutsche Fürsten und Völker um ihn schaaren, darunter auch Bayern, dessen Neutralität der französische Kaiser nicht dulden wollte. Am 24. August 1805 stellte Max Joseph sein Heer unter französischen Oberbefehl, die Österreicher unter Feldmarschall Mack marschierten in Bayern ein und besetzten München; Max Joseph wich mit seinen Truppen nach Würzburg, wo er sich mit dem von Hannover anmarschierenden Korps Bernadotte vereinigte. Die Österreicher unter Mack aber wurden alsbald bei Ulm geschlagen, München darauf von den Kaiserlichen wieder geräumt. Wenige Wochen später konnten die Plätze und Straßen der bayerischen Residenz kaum die sich froh umhertreibenden Menschen fassen, die den von Napoleon errungenen Sieg von Austerlitz (2. Dez. 1805) feierten. Und wie steigerte sich der Jubel, als am ersten Tage des Jahres 1806 morgens 10 Uhr der Landesherold Stürzer von einer Abteilung der prächtig montierten bürgerlichen Kavallerie begleitet, Maximilian Joseph als König von Bayern und allen dazu gehörigen Ländern unter Trompeten- und Paukenschall ausrief.

Napoleon selbst war auf der Rückreise von Preßburg, wo er den Frieden abgeschlossen hatte, bei seinem Bundesgenossen zu Gaste. In den Kirchen ertönten Dankgebete und die Luft erzitterte von Glockengeläute, Kanonendonner und den Rufen: „Unser allergnädigster König Maximilian Joseph und unsere allergnädigste Königin Karoline, sie leben hoch! Vive Napoléon!“ Das war ein Fraternisieren, Dinieren, Soupieren, Promenieren. Und das Leben in der Residenz und in Nymphenburg! Der ganze Hofstaat und Hofstab von der Spitze bis zur untersten Schichte war Amtsthätigkeit und Festfeier. Ringsum erstreckte sich eine Pracht von

Farben und Lichtreflex: die Silberknäufe der Ritterportiere, die Hellebarden der Trabanten, die spanische Gala der Hartschiere, die verzierten Uniformen der Hofmusiker, der Kammerhusaren, der Läufer, der Lakaien und Heiducken, das seltsame Funkeln der Hofmohren und des sich vordrängenden Hofzwerges, das Schimmern von Juwelen an den Gewändern der Fürstinnen, der Prunk von Kaiser und König, von Prinzen, Geistlichen und weltlichen Würdenträgern. Dazu der Nimbus Napoleons und die freudig erröteten Gesichter der Hofherren, wenn ein Strahl auf sie fiel. Wer dachte dabei an Salomos Worte: Alles ist eitel!

Der Enthusiasmus durchzog das ganze Königreich. Allenthalben erfolgten Te Deums, Festessen, Triumphbögen und Illuminationen. Im ächten Empirestil figurierte des Königs Bildnis zwischen Mars und Apollo, oder es erschienen zwei gekrönte Herzen mit einem Lorbeerkranz umschlungen und der Unterschrift:

„Napoleons und Max Josephs Herz schließen sich fest aneinander,
Verschaffen Bayern Ruh und Fried vor Franz und Alexander.“

Dann prangten im Brillantfeuer Napoleon auf einer Pyramide, und Max Joseph an einem Opferaltar; Ceres schüttete ihr Füllhorn aus, Minerva, Merkur und Vulkan brachten als Sinnbilder der Wissenschaft, des Handels und der Gewerbe ihre Huldigungen dar. Deklamierte in diesem Städtlein eine Muse, so wurde in jenem bei der Abendbeleuchtung die Feier durch das seitens der Bürgermiliz besorgte Absingen eines Liedes biedermännisch erhöht:

„Sammelt euch in frohen Kreisen,
Singt's dem Kinde, sagt's dem Greise,
Max ist König, es ist Fried!“

Der Kaiser Napoleon war in jenen Münchener Tagen äußerst aufgeräumt. An der Seite der bayerischen Majestäten wohnte er am 2. Januar dem Hofkonzerte in der Residenz bei. Lauschte er anscheinend aufmerksam den musikalischen Vorträgen, so war das vornehme Auditorium nur Auge. Wie beobachtete es sein blasses Gesicht und seine Mimik, wenn er mit den bayerischen Majestäten sprach, die ihm zur Seite saßen. Auch die Kaiserin Josephine

erregte lebhaftes Interesse; ihre immer noch schönen Züge, ihr Schmuck, ihr Anzug wurde gemustert; man prüfte, ob ihre Büste aus Wachs sei, wie man von ihr sagte. Ein besonderes Interesse erregte die geflissentliche Zuvorkommenheit, mit welcher sich der Kaiser zu dem damals 20jährigen Kronprinzen Ludwig wandte, der, deutsch in tiefster Seele, die Verbindung mit Frankreich verwünschend, in diesem Konzert, wie bei anderen Gelegenheiten die Freundlichkeit Napoleons nur mit feierlicher Höflichkeit erwiderte. Napoleon kannte den Ausspruch Ludwigs, den dieser 1805 zu Straßburg gethan, da die Franzosen dort ihre Siege über Österreich feierten: „Das sollte mir die teuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt sein würde," aber trotzdem oder gerade deshalb wollte der Kaiser des bayerischen Kronprinzen Freundschaft gewinnen.

Ein neues Glied in der Freudenkette bildete die Verlobung der ältesten Tochter Max Josefs (aus seiner ersten Ehe) Amalie Auguste, mit dem kaiserlich französischen Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönig von Italien. Denn Napoleons „Prestige" wirkte wie ein Zauber; seine Person war der Sieg, und wer sich ihm anschloß, war geschützt vor Unbill, war der Macht und des Reichtums gewiß. So war Alles Glanz nach Außen, aber wer ins Herz des Königs Max Joseph sah, der wußte wohl, welches Opfer die Politik ihm auferlegte, und wie es ihn grämte, die Hand seiner Tochter dem Stiefsohn eines „Parvenus" zu geben. Insgeheim weinten die alten Hofherren und Minister, aber vor Napoleon lächelten sie, denn der Corse setzte sie in Furcht, und der Imperator kannte nur einen Willen, den seinigen.

Der Kaiser hatte herrliche Geschenke mitgebracht: Pariser Gobelins, Amerika und Afrika allegorisch darstellend, einen Kamin aus Cararamarmor mit römischer Mosaik und einen Tisch mit Tieren in Porzellanmalerei.*) Das wertvollste Geschenk aber waren die 29 bayerischen Kanonen und 21 Fahnen, welche die Österreicher

*) Nun im Nationalmuseum zu München.

früher aus München nach Wien mitgenommen und Napoleon bei der Eroberung des Wiener Zeughauses vorgefunden hatte. Nun gab er sie an Bayern zurück. Mit Blumen und Laubwerk umwunden, wurden die Metallkolosse am 3. Januar morgens 10 Uhr „unter Paradierung des ganzen bürgerlichen Militärs und der Schuljugend" auf reich gezierten Wagen in die Stadt gezogen; zuerst erschien die Kanone: „Adam und Eva". Das frohlockende Volk geleitete den eigentümlichen Troß bis zum Arsenal, wo die schwervermißten Geschütze wieder zu ihrem alten Rechte gelangten.

Ein Einzug ganz anderer Art ward am 10. Januar gefeiert. Diesmal galt das Hutschwenken und Hochrufen Eugène Beauharnais, der in München eintraf, um die Braut heimzuführen.

Die Trauung vollzog sich am 14. Januar Abends 7 Uhr in der k. Hofkapelle. Die bayerischen und französischen Majestäten, die Prinzen, Prinzessinnen und ihr Gefolge entwickelten eine große Pracht, und als sie hierauf im k. Hof- und Nationaltheater erschienen, funkelte und sprühte es von Diamanten und sonstigem Edelgestein. Man führte Abt Voglers „Kastor und Pollux" auf. Nach der Oper flogen von der Mitte des Plafonds gedruckte Exemplare des Vermählungsliedes herab, das Madame Renner als Genius Bayerns an einem Opferaltare sang. Das Publikum fiel jedesmal bei den Schlußversen ein, und der improvisierte Chor brachte Voglers Komposition zur besten Geltung. Um Napoleon eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen, wurde er diesmal in eingelegten Strophen statt als Jupiter als „unüberwindlicher Pollux" gepriesen. Eine Illumination der Stadt bot den freudig Erregten eine seltene Augenweide, und „die ältesten Leute hatten nichts Schöneres gesehen, als den flammenübersäten Obelisk im Kaiserhofe der königlichen Residenz."

Am 16. Januar wurde durch Allerhöchste Verordnung eine blauweiße Kokarde auf dem Hute des Staatsdieners eingeführt, auch allen übrigen Unterthanen jeglichen Standes gestattet, dieselbe zu tragen. Und da jeder Bayer Ursache genug hatte, sich gerne als solcher zu dokumentieren, „so war die Nachfrage nach dieser

Nationalkokarde riesig groß" und schon am folgenden Tage schmückte sie bei der Abreise Napoleons große und kleine, runde und spitzige Hüte. Die königliche Familie gab dem Kaiser und seiner Gemahlin das Geleite bis an das Schwabinger Thor, wo vier bürgerliche Korps und die k. k. italienischen Gardisten in Parade aufgestellt waren. Noch ein feierlicher Abschied und die Reisenden fuhren mit großem Gefolge über Dachau nach Augsburg, von da nach Paris.

Da Hochzeitsreisen damals nicht üblich waren, verblieb Eugène Beauharnais mit der „heißgeliebten Auguste" noch bis zum 21. Januar in München, dann begaben sie sich unter Segenswünschen von Hoch und Nieder nach Italien.

Hastig verteilte die Politik fort und fort die Schicksalslose. Preußen, der stolze Staat Friedrichs II., war durch die Schlachten bei Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806) aus den Fugen gehoben. Napoleon zog in Berlin ein, und wie ein Orkan brausten seine Befehle nach Süd und Nord, Alles beugend und vor sich hinstreckend. Da und dort stemmte sich eine Heldengestalt dagegen wie Gneisenau und die Tapferen von Kolberg. Dann erfolgte ein Waffenstillstand, um neue Kräfte zu Kampf und Krieg zu sammeln. Der Kaiser von Rußland, der bisherige Verbündete Friedrich Wilhelms III., ward nun Napoleons Verbündeter und im Friedensvertrag von Tilsit wurde Preußen um fast 2700 Quadratmeilen und über 4½ Millionen Einwohner geschmälert. Alexander und Napoleon beherrschten jetzt Europa, aber Napoleon beherrschte noch Alexander. Für Gustav IV., König von Schweden, blieb Napoleon nur „General Bonaparte" oder das zu vernichtende „apokalyptische Tier".

Für diesen „neuen Wahnsinn," wie Napoleon Gustavs Aussprüche bezeichnete, entschädigte sich der Kaiser durch die Besitznahme von Stralsund, von Rügen und von den schwedischen Orten im nördlichen Deutschland. Rußland eignete sich Finnland an.

England hatte im September 1807 gegen Fug und Recht Kopenhagen bombardiert, Schiffe geraubt und das Zeughaus geplündert. Empört hierüber verband sich Friedrich VI. von Däne-

mark mit Frankreich und erklärte England und Schweden den Krieg. Gustav IV. ward seiner Krone verlustig. Sein Oheim Karl XIII. bestieg den Thron, und da er kinderlos war, bestimmte er im Einvernehmen mit den Reichsständen den französischen Marschall Bernadotte zum schwedischen Thronfolger (August 1810). Napoleon war im Dezember 1808 als Eroberer in die Hauptstadt des besiegten Spanien eingezogen; sein Marschall Lannes, der 15 Jahre von Schlachtfeld zu Schlachtfeld geeilt, berichtete an Napoleon, nie habe er einen Verzweiflungskampf gesehen wie den bei der Erstürmung Saragossas 1809; Frauen ließen sich vor der Bresche töten, Bürger setzten sich zur Wehr. Aug um Aug, Zahn um Zahn. Auch nach Italien warf Napoleon die Brandfackel des Krieges. Er bemächtigte sich des Kirchenstaates und hielt Pius VII. in strenger Gefangenschaft in Savona (1809—1814), ohne auf die Bannbullen des Papstes zu achten.

Der Wiener Friede, zu dessen Abschluß sich Österreich trotz des Sieges von Aspern (22. Mai 1809) infolge der verlorenen Schlacht von Wagram (5/6. Juli) unter Preisgebung der treuen Tiroler am 14. Oktober 1809 genötigt sah, brachte Napoleons Macht auf den Gipfel. Aber der Gedanke, daß diese Macht mit ihm erlöschen werde, da er keinen Nachfolger habe, quälte den Imperator. Er dachte an eine Ehescheidung. „Aus freiem Antriebe" mußte Josephine in die beabsichtigte Trennung einwilligen, der Widerstand der Kirche mußte gebrochen werden. Um die öffentliche Kritik zu verhindern, unterwarf sich Josephine, den Schmerz im Herzen, den Vergnügungs- und Repräsentationspflichten, die die Stellung einer französischen Kaiserin mit sich brachte, bis die Stunde der Ehescheidung schlug.

Bei der Neujahrscour in Paris 1810 waren König Max Joseph und Gemahlin zugegen; sie statteten Napoleons Besuch in München zurück. Wie bei Hof, wurden sie vom Pariser Volke enthusiastisch aufgenommen. Ihr Aufenthalt war ein wunderbares Gewebe von Ceremonien und Festen. In dem Gefolge der bayerischen Majestäten befand sich der Minister Montgelas und der

Generalsekretär des Staatsrats Ägid Kobell. Er dünkte sich mehr wie je ein Sonntagskind zu sein, denn das Pariser Leben und besonders das Leben am dortigen Hofe boten ihm eine Fülle der interessantesten Genüsse. Wenn sich auch Napoleon nicht im geringsten um ihn bekümmerte, so hatte er doch Gelegenheit, diesen „Nachfolger Karls des Großen", wie er genannt wurde, zu beobachten. Die Vergötterung Napoleons nahm immer mehr zu, und wohlgefällig besprach man ein jüngst vollendetes Gemälde des kaiserlichen Hofmalers Ritter Appiani, das dieser al fresco für den Festsaal im Schlosse zu Mailand gemalt hatte. Es stellte den Vulkan dar, der Minerva einen Schild überreicht, auf welchem Napoleons unsterbliche Thaten verzeichnet sind; Minerva übergibt die auf einer Tafel eingeschriebenen Heldenthaten der Zeit, und Fama verkündet sie allen vier Weltteilen. Das Deckengemälde enthielt die Apotheose Napoleons als Jupiter. Derartige Kunstservilitäten wurden noch von anderen Servilitäten übertroffen. Denn Männer aus den höchsten Ständen fühlten sich, wie Napoleons Sekretär Meneval erzählte, geehrt, wenn sie der Imperator während des Gespräches an den Ohren zupfte, bis sie bluteten, oder sie auf die Wangen schlug.

Indeß so pomphaft auch die Levers, Galatafeln, Cercles, Ausflüge, Opern und Ballete in Paris waren, so freute sich doch Max Joseph von ganzem Herzen, als er wieder die ehrwürdigen Frauentürme seiner Residenzstadt sah, die Begrüßung seiner Unterthanen erwidern konnte und dem bayerischen Löwen statt des Kaiseradlers begegnete.

Die Napoleons Scheidung und Wiedervermählung entgegenstehenden Hindernisse waren durch den Senatsbeschluß und durch das bischöfliche Offizialat beseitigt, des gefangenen Papstes Pius VII. standhafter Einspruch war zu nichte gemacht. Franz I. gab seine Tochter seinem Todfeind zur Gemahlin. Am 2. April 1810 trugen fünf Königinnen die Schleppe Marie Louisens, welche mit dem Kaiser von Frankreich an den Traualtar trat. Der Luxus bei den Hochzeitsfeierlichkeiten und in der Hofhaltung glich dem der Bourbonen in der Zeit ihrer Größe.

Aber wie das Volk bei Ludwigs XVI. Vermählung mit Marie Antoinette die Unglücksfälle während des Feuerwerks auf dem Platze Louis quinze als schlimme Vorbedeutung nahm, so sah es jetzt ein unheilvolles Omen in dem Brande, der im Schwarzenbergschen Palaste bei dem Ballfeste ausbrach, das der österreichische Botschafter zu Ehren der Neuvermählten gab. Viele Gäste wurden verletzt und die Schwägerin des Fürsten kam in den Flammen um. — Die verschmähte Josephine hatte sich nach Malmaison zurückgezogen, das eingefaßt war von Blumenbeeten und Parkanlagen, und Erinnerungen für sie barg an schöne, glückliche Tage.

Die Flitterwochen Napoleons waren mehr durch Aushebungen, Strafmandate, Gütereinziehungen und Gebietsaustausche ausgefüllt als durch Liebe. Im Juli 1810 erklärte Napoleon durch ein Dekret, daß Holland fortan Frankreich einverleibt sei, um das Land den Engländern verschließen und die Kontinentalsperre strenger durchführen zu können. Einige Monate später geschah ein Gleiches mit den Hansastädten Hamburg, Lübeck und Bremen nebst Oldenburg, „weil es durch die Umstände geboten sei".

Gegen solche Dekrete stechen damalige Zeitungsberichte ideal ab. „Zu Fontainebleau," heißt es in einem derselben, „herrscht am Morgen Schweigen und Gemütssammlung, da Napoleon das Interesse der Welt wiegt; Nachmittags jagt er und vergnügt sich mit Marie Louise und kleiner Gesellschaft."

Bewundernd wird eines Festes in der Schloßkapelle zu Fontainebleau gedacht, das am 4. November stattfand. In herrlichen Toiletten erschienen 25 junge Mütter, ihre Säuglinge auf den Armen, von zahllosen Zofen begleitet. Insgesammt verbeugen sie sich vor den kaiserlichen Majestäten, den allerhöchsten Paten. Der Stiefbruder der Mutter Napoleons Joseph Fesch, Kardinal und Erzbischof von Lyon, umringt von Prälaten und Ministranten, spendet das Sakrament der Taufe. In den Gallerien sitzen Väter, Verwandte und Ammen und betrachten die heilige Handlung im Funkeln und Schimmern von Juwelen und Lichtern. — Durfte der Kardinal hier an erster Stelle fungieren, so ward er anderwärts zurückgesetzt. Er hatte Napoleons

Gunst verwirkt wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den Papst. Die Bestimmung, daß Fesch des Fürsten Primas von Dalberg Nachfolger in Deutschland werde, ward aufgehoben und statt dessen Eugen Beauharnais erwählt, zum Ersatz für die Verluste, die Napoleons Ehescheidung und Wiedervermählung für diesen zur Folge gehabt hatten. Napoleon hatte selbst Höheres für seinen Stiefsohn im Schilde geführt, da er bei seinem Scheidungsplan zu General Bubna gesagt: „Des Vicekönigs Eugen Kinder sind ja auch Enkel des Königs Max und Bayern wäre doch eine hübsche Entschädigung.“ Denn „dieser Prinz (Ludwig) wird niemals auf den Thron steigen.“*) Der Groll des Kaisers gegen den deutschgesinnten Kronprinzen von Bayern gipfelte in Napoleons Äußerung „Qui m'empêche de faire fusiller ce prince?“**)

Indeß wurde der Kronprinz nicht erschossen, sondern aller Liebe und Freude teilhaftig, die er verdiente. Mit welchem Menschen auf der Welt hätte er besonders am 12. Oktober 1810 tauschen mögen! Denn abends 7 Uhr wurde Kronprinz Ludwig in der Hofkapelle zu München mit seiner wegen ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit erkorenen Braut, mit Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, getraut. Nach der Trauung war „Defilé“ im Herkulessaal der königlichen Residenz, wobei jede Dame und jeder Herr drei Verbeugungen machte, die erste vor dem König und der Königin, die zweite vor dem kronprinzlichen Ehepaar und die dritte vor dem Herzoge und der Herzogin von Hildburghausen. Hierauf wurden im zweiten Audienzzimmer die Gesandten mit ihren Gemahlinnen empfangen, und dann im ersten roten Audienzzimmer die Legationsräte, Sekretäre und Fremden. Am 13. war große Illumination in der Stadt, wo man selbstverständlich „Hymen und Amor“ vereint sah. Am 14. wurde im Hof- und Nationaltheater die Oper „Gli Orazi ed i Curiazi“ mit freiem „entrée“ aufgeführt.

---

*) Heigel: König Ludwig I. S. 30.
**) ibid.

Den 16. Oktober war großer Hofball und am 17. das von der Bürgerkavallerie veranstaltete Pferderennen nach dem Vorbilde des vor vierhundert Jahren bei der Vermählung Herzog Alberts III. mit Johanna von Braunschweig abgehaltenen. Zu Ehren der Kronprinzessin wurde die Festwiese „Theresienwiese" benannt. Das Pferderennen wurde nun alljährlich wiederholt, Kriegs- und Notjahre ausgenommen, und bildete den Kern, aus dem das Oktoberfest erwuchs.

Die Gesellschaft Museum gab einen Ball zu Ehren der Neuvermählten; „nach deren Anfahrt weißgekleidete Mädchen, vor ihnen hertanzend, sie bis an ihre Sessel geleiteten" heißt es im damaligen Stile der Münchener politischen Zeitung.

Am 26. Oktober reiste der Kronprinz mit seiner Gemahlin nach seiner Residenzstadt Innsbruck; er war vom König zum Gouverneur des Inn- und Salzachkreises ernannt worden. Tirol war trotz des verzweifelten Widerstandes, trotz bewunderungswerter Tapferkeit und Aufopferung von den alliierten Franzosen und Bayern unterworfen worden, worauf Napoleon einen Teil des Landes an Italien, einen an Illyrien und den dritten an Bayern gab. Wie Lichtgestalten gegen finstere Geister heben sich die braven, treu zu Österreich haltenden Tiroler mit ihren Führern Andreas Hofer, Speckbacher, Straub, Teimer und Haspinger gegen die von Napoleon aufgehetzten Soldaten ab. Ergreifend drückte der zum Tod verurteilte Andreas Hofer seine Entrüstung über so viel Schlechtigkeit in den einfachen Worten aus: „Ade, schnöde Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden."

Wie lohnte es sich jetzt, daß der Kronprinz Ludwig 1809 durch die politischen Verhältnisse gezwungen, als Feind in Tirol einzurücken, sich doch als edlen Menschenfreund gezeigt hatte! Wie dankten sie es ihm jetzt, wie herzlich empfingen sie ihn; hatte doch auch Freiherr Max von Lerchenfeld, der als Civilkommissär an der Spitze der Innsbrucker Regierung stand, nach Kräften dazu beigetragen, die Gemüter zu versöhnen.*)

*) Vgl. die Biographie dieses ausgezeichneten Staatsmanns von seinem

Natürlich mußten auch die wackeren Tiroler jetzt nach den schwulstigen Formen der Zeit jubeln, nachdem „Aurorens Schimmer den Himmel vergoldet, und zwei Genien im bescheidenen Anstande mit Spruchbändern und Füllhorn zu den aus dem Wagen Steigenden geschwebt.“ Wie zu Paris und München standen Civil- und Militärautoritäten „en Parade“ am Eingang der Residenz, zu welcher die königlichen Hoheiten von hochrufenden Unterthanen geleitet wurden. Immerhin darf es als fraglich bezeichnet werden, ob die Willkommsprüche, welche bei der Stadtbeleuchtung die öffentlichen Gebäude schmückten, genau der damaligen Stimmung der Einwohner Tirols entsprachen. So las man am Schulhaus:

„Sind wir gleich noch jung und klein,
„Können wir doch dankbar sein.
„Und das Glück für uns erkennen,
„Daß wir uns jetzt Bayern nennen.
„Vivat Ludwig und Therese!“

Der Tempel mit Gott Hymen und mit „fruchttragenden Orangen“ als Symbol der Hoffnung fehlte nicht, und zwölf blau und weiß gekleidete Mädchen und Knaben „im Griechenkostüm hielten auf Piedestalen Blumengewinde“. Tags darauf war nach dem Gottesdienste Militärparade und Abends führte man im Theater „Mirina, Königin der Amazonen“ auf.

Frankreich erwartete die Geburt eines „enfant de France.“ Der Erzbischof von Paris hatte bereits am 23. Februar eine Verordnung wegen der Ceremonien in allen Kirchen erlassen, falls das wichtige Ereignis einträte. Auf Napoleons Geheiß lagen große Geldsummen bereit „zur Unterstützung der Armen, zum Ammenlohn für Unvermögliche, zur Auslösung für Pfänder im Leihhause.“ Das Volk jubelte, wann und wo es es Marie Luise erblickte. Bei dem großen Maskenzug am 25. Februar sangen die Insassen eines kostbar verzierten Wagens vor den Fenstern der Kaiserin:

---

gleichnamigen Enkel Max Freiherrn von Lerchenfeld (Nördlingen, C. H. Beck, 1887).

„Minerve, Messieurs,
A quitté les cieux. —
On dit que cette Pallas là
S'appelle aussi Louise.
On est sûr, dit on,
Que le réjeton
De notre auguste Maitre
Sans plus de retards,
Dans le mois de Mars
A dessein voudra naître."

Eine Privatgesellschaft setzte 50 Preise auf die besten Gedichte, welche die Geburt dieses erhofften Kindes feierten. Die Provinz wie Paris erging sich in festlichen Vorbereitungen.

Am 20. März 1811 verkündeten 101 Kanonenschüsse die Geburt eines Prinzen. In den Salons der Kaiserin wogten glückwünschende Könige und Königinnen, die Zeugen unterzeichneten die Zivilakte, und der Säugling wurde im großen Cortège von seiner Gouvernante, der Gräfin Montesquiou in sein Appartement getragen. Dann wurden Pagen, Ceremonienmeister, Kuriere, Telegramme und Brieftauben an Fürsten und Unterthanen allerorts abgesandt.

Madame Blanchard, stieg eiligst von der école militaire in ihren Ballon, die gedruckten Annoncen betreffs des beglückenden Ereignisses auf ihrer Luftreise herabwerfend. Und wie zu Bonapartes Geburt erschien auch jetzt ein Komet am Himmel. Napoleon bettete seinen Thronerben in die Wiege aus Silber und Gold, welche die Stadt Paris geschenkt, legte die Krone zu seinen Füßen und nannte ihn König von Rom.

Die Nottaufe wie die eigentliche Taufe wurden mit dem größten Pompe gefeiert. Taufpaten waren Marie Luisens Oheim, der Großherzog von Würzburg, und Eugène Beauharnais Vizekönig von Italien. In allen Ecken und Enden Europas wetteiferten die Menschen an Jubel. „Alla felice fecondità di Maria Luigia Imperatrice Regina la gioja degli eserciti applaude" hieß eine Inschrift auf einem Monumente bei dem Militärfeste zu Mailand, dessen Glanz durch die Gegenwart der Vizekönigin mit zwei Prinzessinnen erhöht ward. Canova, „der neue

Phidias", verewigte Maria Luise durch eine Statue. Großkanzler überbrachten zu Paris dem jüngsten Könige das große Band der Ehrenlegion und das vom Orden der eisernen Krone; ein Hemdchen erhielt der präsumtive Thronerbe nach altem Brauche von der Stadt Chartres. Ihm zu Ehren sprangen die Wasser im Parke zu Versailles, aus Brunnen floß Wein in den Elysäischen Feldern und das „Tischlein deck dich" war während der Festtage dem französischen Volk zur Wahrheit geworden. Militärwitwen erhielten Geldspenden, Waisenmädchen eine Aussteuer und Ehemänner aus dem Kriegerstand. Gondel- und Pferderennen, Vogelschießen und Lotterien fanden statt, alte Sitten kehrten in Volksspielen wieder. Zu Brüssel kämpften Riesen mit berittenen Zwergen, kleine Liebesritter sandten kreuz und quer ihre Pfeile ab. Allegorisch mischten sich die Seine, die Donau und die Nilquellen in das Getümmel, und den Wagen der „Göttin France" umschwirrten goldene Bienen.

Wie sich der Sommer an den Frühling reiht, so reihte sich an dieses Fest die Feier von Napoleons Namens- und Krönungstag. Liebesinseln erstanden in Trianon, und kostümierte Landleute aus allen Zonen huldigten dem „großen Napoleon". Von der Kanzel predigte zu Notre Dame der Erzbischof von Mecheln: „Des Kaisers Stärke ist die des Löwen und seine Schnelligkeit die des Adlers. Wie in Ägypten und Italien wird ihm der Sieg allenthalben folgen, wohin er sich mit den prächtigen Legionen Frankreichs begibt." —

Auch in Bayern wurde, wenn gleich weniger pomphaft, doch voll Innigkeit ein hehres Geburtsfest gefeiert. Am 28. November 1811 wurde in der königlichen Residenz zu München, wohin auf den besonderen Wunsch des Königs Max Josef die Kronprinzessin zu diesem Zwecke übergesiedelt war, ein Thronerbe geboren. Die Taufe vollzog sich feierlich in der grünen Gallerie. Voll Herzlichkeit hielt Max Joseph sein Enkelkind als Pathe und gab ihm zugleich, eingedenk eines lieben Verstorbenen*) seinen eigenen

*) Max Josephs Sohn gleichen Namens, geb. in Amberg 1800, gest. in München 1803.

Namen Maximilian Joseph. Ihm zur Seite stand die Königin, von ihren Söhnen, dem Kronprinz Ludwig und dem Prinzen Karl, sowie von ihren blühenden Töchtern umgeben, den Zwillingen Elisabeth und Amalie (geb. 13. November 1801) und den Zwillingen Sophie und Maria (geb. 27. Januar 1805). Der ganze Zauber kindlicher Unschuld lag auf denselben und lieblich stachen die Prinzessinnen in ihren lichten, duftigen Kleidern gegen die alten Generäle und Minister in den schwergestickten, geschmacklosen Uniformen jener Zeit ab. „Ganz Bayern war durch das Dasein dieses Prinzen mit süßer Wonne erfüllt", sagte die vox populi. Allegorien, Transparente, Chronogramme, Gedichte und Blumen gab es bei dieser Gelegenheit in Hülle und Fülle. „Der Geist seiner Väter ruhe auf ihm", sprach Direktor Streber in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften. —

Napoleon glaubte an sein „Prestige" und schritt abermals zum Kriege. Nie war seine Heeresorganisation großartiger als beim russischen Feldzug. Franzosen, Deutsche, Italiener, Polen, alle in der Blüte der Jahre schaarten sich um ihn, er erfüllte sie im Voraus mit Siegesbewußtsein. Umsichtig waren die massenhaften Vorräte zur Verpflegung der Krieger an Ort und Stelle verteilt, in langen, fast endlosen Zügen rückten Pack- und Geschützwagen, Schanzgräber, Handwerker, Werkmeister, Krankenwärter und sonstige Helfershelfer mit ins Feld. Die Heerführer und die von ihnen zu erobernden Punkte waren scharf vorgezeichnet, den Löwenanteil am Kampf im Herzen Rußlands behielt Napoleon sich selbst vor. Über Frankreichs Sicherheit wachten Nationalgarden von drei Altersstufen. So war alles mathematisch für Erfolg und Sieg berechnet. Aber auf drei grauenvolle Gestalten hatte er nicht gezählt, die ihm feindlich in Rußland entgegen rasten: Feuer, Hungersnot und Frost.

Moskau wurde ein Flammenmeer, Smolensk eine Eissteppe, die Beresina angefüllt von Toten.

Am 3. Dezember 1812 ließ Napoleon sein letztes Bulletin ergehen, in welchem er selbst die „große Armee" so gut wie vernichtet bezeichnete. Er eilte nach Paris, um neu zu rüsten und

und einen Aufstand dort niederzuhalten. Als der Erfolg Napoleon verließ, fingen auch seine Verbündeten an, von ihm abzufallen.

Friedrich Wilhelms III. „Aufruf an mein Volk" durchzuckte die Herzen seiner Unterthanen; wie ein Mann erhob sich das preußische Volk, und die Befreiung von der Fremdherrschaft begann.

Das Heer ward verstärkt durch Landwehr und Landsturm. Freischaaren wurden organisiert, darunter Lützows „wilde verwegene Jagd". Eingedenk der edlen Königin Luise, die am 19. Juli 1810 gestorben war, stiftete der König von Preußen am Geburtstage der Dahingeschiedenen den Orden des eisernen Kreuzes. Preußens König und Volk wetteiferten in Aufopferung und Hingebung für die Befreiung Deutschlands.

Der russische Feldzug hatte Bayern 30,000 Mann gekostet. Der Jammer und die Erbitterung darüber gaben sich unumwunden im Volke kund. Max Joseph erwog wochenlang mit Montgelas das Für und Wider eines Bruches mit Napoleon. In einem Lager bei München wurden 20,000 Mann Bayern unter Wrede konzentriert. Nachdem Österreich sich Rußland und Preußen angeschlossen und Kaiser Alexander Bayern zum Eintritt in die Koalition aufgefordert hatte, wurde durch den am 8. Oktober 1813 zu Ried unterzeichneten Vertrag Max Joseph der Bundesgenosse Preußens, Rußlands und Österreichs.

Napoleons Meinung, durch seine Vermählung mit Marie Luise Österreich als Verbündeten an sich gekettet zu haben, hatte sich als Trugschluß erwiesen.

Im April war er dem Könige von Sachsen entgegengeritten, um hoch zu Roß mit diesem den Einzug in dessen Hauptstadt zu halten, von Prunk und Courtoisie umgeben; nun im Oktober verließ er eilig Dresden, um nicht von den Verbündeten umzingelt und von Frankreich abgeschnitten zu werden. Er zog mit seinen Truppen gegen Leipzig. Dort in den weiten Ebenen, in den Straßen und Gärten ward die dreitägige Riesenschlacht geschlagen, in der Napoleon unterlag: das Glück hatte ihn verlassen. Der Rheinbund war aufgelöst. Kämpfe, Verhandlungen und aber=

malige Kämpfe und Niederlagen wölbten die Brücke zu Napoleons gänzlichem Untergang. Am 31. März 1814 hielten die Verbündeten ihren Einzug in Paris.

Auf Talleyrands Vorschlag sprach der Senat am 2. April die Thronentsetzung Napoleons aus. Die Senatoren glichen den Freunden Timons von Athen. Die öffentliche Meinung wurde von der Royalistenpartei beeinflußt, Chateaubriand verbreitete mit Erfolg seine Schrift „Bonaparte und die Bourbonen".

Napoleon unterschrieb in Fontainebleau die Urkunde seiner Thronentsagung. Der Kaiserin Marie Louise wurde das Herzogtum Parma zugeteilt mit dem Erbrecht für ihren Sohn, den Herzog von Reichstadt.

Wie ein Licht ohne Öl erlosch nun der Krieg.

Dem Volkscharakter getreu stießen dieselben Kehlen eine Verwünschung gegen den scheidenden Kaiser aus, die ihm im Glück Lobpreisungen zugejohlt. Nur seine Garde weinte beim Abschiede. Ein englisches Schiff brachte Napoleon nach Elba; 400 Gardisten, die ihm bewilligt waren, folgten treu ihrem Herren in die Verbannung.

Graf Artois, der als Generalstatthalter seines Bruders Ludwigs XVIII. in Paris eingetroffen war, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich durch Steuern, Verordnungen und Befehle unbeliebt zu machen. Ludwig XVIII. erzeugte durch seine Regierungsmaßregeln den Ausspruch, „daß die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergessen haben."

Im September 1814 empfing Franz I. in seiner Hauptstadt Wien den Kaiser von Rußland, den König von Preußen, von Bayern, von Dänemark und von Württemberg, den Großherzog von Baden, den Kurfürsten von Hessen-Kassel, den Prinzen von Ligne und eine Reihe anderer Fürsten. Deren anwesende Gemahlinnen entfalteten einen unermeßlichen Prunk. Außerdem waren die Vertreter der wenigen noch vorhandenen Reichsstädte und der fremden europäischen Staaten zugegen: der Pole Czartoryski, der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg, Graf Wintzingerode, der

Gesandte Württembergs, Graf von der Schulenburg, der Gesandte Sachsens, Graf Montgelas und Feldmarschall Wrede, die Vertreter Bayerns, der welfische Graf Münster, der liberale Hans von Gagern, der deutsche Renegat Herzog Dalberg, der farbenschillernde Talleyrand, der zur Abwechselung gerade bourbonisch gesinnt war und den Spanier Don Gomez Labrador beeinflußte.*) Den Papst vertrat Kardinal Consalvi. Das große Wort bei diesem Wiener Kongreß führte Metternich, Wessenberg und Gentz machten ihre Randglossen dazu. Der große deutsche Patriot, Reichsfreiherr vom Stein, wußte die Gunst, in der er bei dem Kaiser Alexander stand, zu benützen. Verschieden in Bildung, in Sprache und Sinnesart waren alle Beteiligten gleich in der Verfolgung ihres Zweckes, so viel wie möglich zu gewinnen.

Zu den berufenen Persönlichkeiten kam eine Importation von Abenteurern, von verführerischen Frauen, von Spielern und Gauklern. Zwischen die politischen, kirchlichen und privaten Verhandlungen drängten sich Maskeraden, Redouten, Karoussels, Feuerwerke und militärische Revüen. Die Intrigue war der Sauerstoff in der dortigen Luft, die Reaktion der Boden, auf dem man sich bewegte, das „bonmot" übertönte die weltbewegenden Fragen.

Europa wurde wieder zurechtgerückt, die Politik setzte die Regenten in ihre alten Rechte ein und gab die Kolonien an ihre früheren Besitzer zurück. Dazu gründete sie den deutschen Bund.

---

*) Auf Talleyrand dichtete Beranger 1816 sein Lied „Paillasse", dessen letzte Strophe bezeichnend lautet:

„Vienn' qui voudra, j' saut'rai toujours;
„N' faut point qu' la r'cette baisse.
„Boir, manger, rire et fair' des tours,
„Voyez comm' ça m'engraisse.
„En gens qui, ma foi,
„Saut' moins gaiment qu' toi,
„Puisque l' pays abonde,
„N' saut' point-z-à demi,
„Paillass' mon ami:
„Saute pour tout le monde!"

Mitten in das Thun und Treiben des Wiener Kongresses drang jählings die Kunde, Napoleon sei mit 900 Getreuen an der Südküste Frankreichs bei Cannes gelandet. Seine rasch verbreiteten, hauptsächlich an das Herz seiner alten Krieger sich wendenden Proklamationen wurden begeistert aufgenommen. Den Fuß auf die Erde setzend, verhieß er, „sein Adler werde von Turm zu Turm bis Notre Dame fliegen", und wie einem Erlöser folgte seinem Zuge Heer und Landvolk. Der Schrei „Es lebe der Kaiser", machte alle royalistischen Aufrufe stumm.

Ludwig XVIII. floh in seine Residenz nach Gent, Napoleon zog am 30. März 1815 in die Tuillerien ein. Die Herrschaft der hundert Tage begann.

Des Kaisers Verhandlungen mit den Fürsten liefen in einen Krieg aus, Murats Ehrgeiz bereitete Napoleons Fall vor, Blüchers und Wellingtons eiserne Kampfweise vollendete ihn bei Waterloo.

Napoleons Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, die Vereitelung seiner Flucht nach Amerika, seine Zuflucht zu dem Kommandanten des englischen Schiffes Bellerophon und die Enttäuschung, welche sein Glaube an britische Großmut in der Stunde der Not erleiden mußte, waren tieftragisch für den einstigen Heros, dem sein Urteilsspruch gesprochen war, sein Leben als Staatsgefangener auf St. Helena zu beschließen.

Düster wie auf einem Totenschiff ging die Fahrt nach der trostlosen Insel. Elende Quälereien eines kleinlichen Statthalters gesellten sich zu dem Seelen- und Körperleiden des Gefangenen. Wenige, aber edle Freunde blieben ihm treu bis zu seinem Tode, 5. Mai 1821.

Die heilige Allianz zwischen Rußland, Österreich und Preußen, der sich die meisten europäischen Staaten anschlossen, war eine Predigt von Nächstenliebe für Fürsten und Unterthanen, die sich bald als eine diplomatische Handhebe herausstellte.

Drittes Kapitel.

Die Friedensjahre.

Eine zwanzigjährige Kriegsepoche war zum Abschluß gekommen. Die Menschheit atmete auf. Wie im Staatsleben spiegelte sich auch in der Wissenschaft der Friede. Zwar lag sie in den Kriegszeiten nicht brach, nur entwickelte sie sich jetzt reicher und mächtiger. Denn die Hochschulen im Norden und Süden wiesen große Gelehrte auf, und Bayern hatte unter Max Josephs Regierung viele zu verzeichnen, deren Lehren noch jetzt als gute Saat gelten. An der Universität Würzburg dozierten der Anatom Ignaz Döllinger, der Philosoph Schelling; Hegel war zum Rektor des Gymnasiums in Nürnberg berufen worden. In Landshut lehrten der edle Michael Sailer, dessen Worte und Schriften von ächter Frömmigkeit zeugten, der Theologe Adam Möhler, der Botaniker und Zoologe Schrank, der Chemiker Nepomuk Fuchs, Savigny, der erste Rechtslehrer von ganz Deutschland, der Reformator des Strafrechts Anton Mittermaier und der bereits erwähnte Kriminalist von Feuerbach. In München wirkten u. a. Friedrich Thiersch, der „praeceptor Bavariae“, der Botaniker Philipp von Martius, Franz Baader, „der christliche Heraklit“, der verdienstvolle Domkapitular und Professor der Rhetorik Lorenz von Westenrieder, aus dessen Schriften ich mancherlei erzähle. Präsident der Akademie der Wissenschaften war von 1807—1813 der geistvolle Friedrich Heinrich Jacobi. All diese Männer standen in lebhaftem Verkehr mit den Gelehrten des übrigen Deutschlands und des Auslands.

Nicht immer war die Lage der nach Bayern Berufenen eine beneidenswerte. So verfolgte den nach München gekommenen Geheimen Referendar im Ministerium der Justiz Anselm von Feuerbach eine ihm feindselige Partei durch alle möglichen Nörgeleien. Einmal ging die gegen ihn gerichtete Roheit so weit, daß man ihm die Seelennonne ins Haus schickte, um ihn einzusargen, „da er an einer Alteration gestorben sei.“ — Verhängnisvoller erging es Friedrich Thiersch, der durch seine Schrift „Über die angenommenen Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutschland“ den Zorn derjenigen erregt hatte, die Gegner der Protestanten und Fremden waren. Als er eines Abends im Februar 1811 nach Hause ging, wurde er beim Öffnen des Hausthores von rückwärts gepackt und ihm ein Dolch in den Nacken gestoßen. Der mit einer Maske versehene Verbrecher entsprang. Thiersch schleppte sich in sein Zimmer. Ein Notverband wurde angelegt, eine Gerichtskommission, der Gerichtsarzt, der Leibchirurg des Königs erschienen, und nach einigen Wochen genas der Verwundete. Thiersch war der Ansicht und schrieb auch in diesem Sinne an den König, daß dieses Attentat „mit den früheren Anschlägen gegen seine Partei zusammenhänge, und daß man ihn habe morden wollen, um die anderen zu erschrecken und zu verscheuchen, da jedermann wisse, daß er mit der ganzen Welt in Friede sei und keinen persönlichen Feind habe.“ Ob es sich so verhielt oder ob dem Mordversuche ein Irrtum in der Person zu Grunde lag, blieb unentschieden. Jedenfalls gebrauchte von nun an in jener gemütlichen Zeit mancher Protestant die Vorsicht, nur bewaffnet auszugehen.

Zu den Verdienstvollen zählt auch der biedere Fraunhofer, den Max Joseph einst eigenhändig unter dem Schutte eines eingestürzten Hauses am Thiereckgäßchen hervorgezogen, nicht ahnend, daß aus dem Glaserlehrling ein so bedeutender Gelehrter würde. Sind doch seine großen Refraktoren berühmt gleich den Fernrohren des Mechanikers Reichenbach. Utzschneider war der dritte im Bunde bei Gründung des optischen Institutes zu München, dessen Instrumente sich in allen Weltteilen einbürgerten. — Alois Sennefelder, geboren 1771 zu Prag,

gelangte als Kind mit seinem Vater, einem bekannten Schauspieler, nach München, versuchte sich als Jüngling auf den Brettern, schriftstellerte dann, arbeitete an der Erfindung des Steindruckes und ließ sich bald da, bald dort mit seiner Druckerei nieder. Da er aber nirgends auf einen grünen Zweig kam, kehrte er 1806 nach München zurück, wo ihm als Erfinder der Lithographie Geld und hohes Ansehen zu teil ward. Als Napoleon dem König Max Joseph eines Tages zugesichert hatte, „daß er ihn größer machen werde, als je einer seiner Ahnherrn war," nahm Christoph Freiherr von Aretin diese Äußerung wörtlich und ließ 1809 von Senefelder vier Landkarten drucken, auf welchen die Größe der Länder dieser Ahnherrn anschaulich gemacht war: diese Karten trugen den Titel „Bayerns größter Umfang unter den Agilolfingern, Karolingern, Welfen und Wittelsbachern" und sind in der Maillingersammlung zu München noch heute zu sehen. Im Jahre 1826 vermochte Senefelder auch Farbendrucke herzustellen, die Ölgemälden glichen. Kronprinz Ludwig schrieb einmal bei Senefelder mit chemischer Tinte auf gewöhnliches Papier: „Die Erfindung der chemischen Druckerei bringt dem Jahrhundert Ehre, in dem sie erstand." „In mehreren Büreaus wird jetzt diese Kunst mit Nutzen angewendet", berichtet 1814 Eisenmann in seiner Beschreibung von München, „vorzüglich schön werden bei der königlichen Steuer-Kataster-Kommission die Katasterpläne auf Stein geschrieben und abgedruckt. Die Fortschritte derselben sind schnell und bedeutend, wie es aus den Nachahmungen der Albrecht Dürerschen Handrisse und den neueren Werken der Demoiselle Elektrine Stunz dahier und der Herren Strixner und Piloti nach Original-Handzeichnungen hinlänglich einleuchtet. Im Gebäude der männlichen Feiertagsschule blüht ebenfalls eine lithographische Anstalt. Gegenwärtig ist dieselbe mit der Flora Monacensis beschäftigt und wird bis zum Ende dieses Jahres den ersten Band von hundert Pflanzen, welche der Blumenmaler Mayerhofer nach der Natur sehr schön gemalt hat, vollendet haben. Auch die Porträte der bayerischen Regenten mit ihren Biographien werden in diesem Jahre lithographiert erscheinen."

Zu München wurde damals der junge Karl Maria von Weber durch den Hoforganisten Kalcher in der Komposition unterrichtet. Unter dessen Leitung schrieb Weber seine erste Oper: „Die Macht der Liebe und des Weines“. Dann ließ ihn Senefelders Erfindung nicht ruhen, er wollte sie verbessern, um seine musikalischen Werke selbst zu stechen und herauszugeben. Er ging mit seinem Vater nach Freiberg in Sachsen, wo er das zur Herstellung der Lithographie nötige Material am leichtesten zu finden hoffte. Zum Glück langweilte ihn alsbald der eintönige Steindruck, und er wandte sich wieder zu seiner Sirene Musik. Er komponierte, machte Kunstreisen, suchte Bayerns Hauptstadt auf und entzückte jedesmal die ihm wohlbekannten Münchner. Da er den „Freischütz“, „Euryanthe“ und „Oberon“ in Musik gesetzt, errang er den Lorbeer für alle Zeiten. — Abt Vogler verfaßte reich harmonische Messen und Symphonien sowie die Oper „Albert III.“ Wenn er in den von ihm häufig veranstalteten Konzerten zu München auf seinem Orchestrion spielte, lauschten die Zuhörer gehobenen Sinnes, und sein „Choralsystem“, sein „System für den Fugenbau“, sein „Handbuch zur Harmonielehre“ sind Meisterstücke für die Tonwissenschaft. Gesanglich und mannigfaltig in der Instrumentation sind auch des Münchener Kapellmeister Winter Messen, Requiems, Motetten und Opern, unter welch letzteren „Helena und Paris“, „Calypso“ und das „Opferfest“ als die besten galten.

Unter den Kupferstechern und Malern ragten folgende hervor: Freiherr Stephan von Stengel, von dem wir auch einige geschätzte kunstgeschichtliche Werke haben, die Landschafter Dillis, Dorner und Angelo Quaglio, die Genremaler Warnberger und Dominik Quaglio, der Pferde- und Schlachtenmaler Albrecht Adam, der im Hauptquartier des Vizekönigs Eugen den russischen Feldzug mitmachte, — das Münchener Kupferstichkabinett bewahrt von ihm zahlreiche interessante Handzeichnungen und Aquarelle zur Geschichte jenes Kriegs, für die königliche Residenz malte er später ein großes Wandgemälde der Schlacht an der Moskwa —, der Historienmaler Peter Heß, endlich die schon früher erwähnten Franz und Wilhelm Kobell,

welche vegetabilische und architektonische Herrlichkeiten mit Staffage lebensvoll in der Malerei wiedergaben. Der letztere setzte Roß und Reiter, Herden und Erntewagen virtuos in die Gegend.

In den Bildungsanstalten kennzeichnete sich die neue Zeit, doch bewahrte man darin auch manch alte Überlieferung.

Das stattliche Klostergebäude der Münchener Karmeliter wurde nach Aufhebung des Ordens zum Gymnasium und Lyzeum eingerichtet, die Karmeliterkirche wurde in Studienkirche umgetauft. Wie bei den Jesuiten, Chorherren ꝛc. führten die Zöglinge jährlich dramatische Schaustücke in deutscher und lateinischer Sprache auf, die dem Geschmacke entsprechend mit Vorliebe der griechischen und römischen Götter- und Heroengeschichte entnommen waren.

Die K. Hof- und National- oder Zentralbibliothek vermehrte sich in wertvoller Weise durch die Aufhebung der Klöster, unter welchen in Oberbayern einige waren, die bis in die allerfrüheste Zeit, da das Christentum in Deutschland Wurzel schlug, zurückreichten, wie Tegernsee, Wessobrunn, Benediktbeuren u. a. Litterarische Kleinodien allerersten Ranges gelangten dadurch in ihren Besitz. Diese Bibliothek im zweiten Stocke des ehemaligen Jesuitengebäudes, oberhalb der Akademie der Wissenschaften, ward „außer den Sonn- und Feiertagen für jedermann geöffnet und hatte drei geräumige, helle Lesezimmer mit Pulten und dem nötigen Schreibgeräte.

Die akademische Bibliothek, die Bibliothek der kurbayerischen Landschaft und viele Privatbibliotheken sowie Gemälde- und Antikensammlungen gaben Zeugnis, daß sich die Münchener nicht nur im Hofbräuhaus, sondern auch gerne im „Gasthofe der Musen“ aufhielten.

* * *

Das kleine, aber schöne München bot eine so eigentümliche Verbindung von Neuem und Altem, von Kultur und Urwüchsigkeit, von wohlthätigen und bedrückenden Einrichtungen, daß es gewiß von Interesse ist, einen Blick darauf zu werfen.

Charakteristisch war die Stadt durch die zwei Hauptstraßen vom Isar= bis zum Neuhauserthore und vom Sendlinger= bis zum Schwabingerthore beinahe durch ihre Mitte in vier Teile durchschnitten, welche natürliche Abteilung die Polizei für bequem gefunden hatte, um die ganze Stadt in vier Viertel zu spalten: Graggenauer=, Kreuz=, Anger= und Hackenviertel. Darin erhoben sich die ehrwürdigen Kirchen zu Unser lieben Frau, zu St. Peter, zum heiligen Michael, die Damenstifts=, Studien=, Herzogspitalkirche, der Bürgersaal, die K. Residenz mit der reichen Kapelle und der Schatzkammer, die herzoglichen Burgen, das Rathaus, das Archiv=, das Bibliothek= und Akademiegebäude, die Theater, Spitäler, Kasernen, Fabriken, spitzige und runde, eintönige und bemalte Türme.

Kreuz und quer zogen sich stattliche und höckrige Straßen, helle und finstere Gassen, belebt von eiligen und saumseligen, von kostbar gekleideten und in Lumpen gehüllten Menschen.

Als sonderbare Gegensätze erschienen die Grenadiere der Bürgermiliz mit ihren hohen Bärenmützen und die Jünglinge mit „Brutus= oder Tituskörpfen". Entblößten diese Stutzer den Hals, so hüllten sich andere in „verunstaltende Mundbinden und glänzten mit Ohrgehängen, Dosen, Knoten= und Degenstöcken, Lorgnetten und sonstigen Modetändeleien." Gleich verschieden bewegten sich Equipagen und brettervernagelte Karren, Reiter hoch zu Roß und dürre Klepper mit ihren Peitschenhauern. Geräuschlos schlängelten sich die Sänften= und Sesselträger durch, welche Vornehme zu Besuchen und Gesellschaften trugen. Schrill ertönten die Straßenrufe: Besen, Sägespäne, Buttermilch, Kienholz, Sand und Brunnkresse.

Am Samstag wimmelte es von Käufern und Verkäufern am Schrannenmarkt, an den drei ersten Mittwochen in der Fastenzeit am Roßmarkt, alle Donnerstage auf den Lüften beim Hornviehmarkt. Vögel und Hunde wurden an Sonn= und Feiertagen, Fische an Fasttagen verkauft und Holz sowie Heu täglich am Anger, im Thal, in der Neuhauser= und Sendlingergasse. Auch dabei wurde in allen Tonarten geschrieen.

Bei den Prozessionen erschallten heilige Lieder, an den Jahr- und Tänzeltagen der Gewerbetreibenden Weisen mit allerlei Klingklang. Postillone bliesen ihre Leiblieder, die Hautboisten der Infanterie begleiteten den Trommelwirbel durch Pfeifen, wenn sie zum Manöver zogen, das Schützenkorps schmetterte mit den Trompeten bei dem Marsche nach der Schießstätte. Nachts hörte man Serenaden, die den Schönen gebracht wurden.

Gingen vornehme Frauen zu Fuß, so folgten ihnen Bediente, welche in den herrschaftlichen Hausfarben gekleidet waren, bisweilen schwarz und gelb, da Kaiser Ludwig der Bayer ausdrücklich der Stadt München bewilligt hatte, diese Farben des kaiserlichen Wappens in Livreen, Uniformen, Fahnen und übrigen Auszeichnungen zu benützen.

Zur Sicherheit der Stadt mußten das Leibregiment das Schwabingerthor und die Residenz, das Regiment Kurprinz die Hauptwache, die Kavallerie das Feuerpiket auf dem Anger und die Artillerie das Zeughaus mit Wachen versehen. Patrouillenweis durchzog die Kavallerie Nachts die Stadt und den englischen Garten.

Kaum setzte ein Fremder den Fuß in die Stadt, so mußte er sich amtlich melden und nach Ablauf einer Woche die Anzeige erneuern.

Auch hatte die Stadt München das Vorrecht, Patriziate zu erteilen, welche den persönlichen Adel verliehen und die Befugnis, in das Stift „Unserer lieben Frau" aufgenommen zu werden.

Alle 14 Tage war öffentliche Lottoziehung auf dem Rathause mit Pauken und Trompeten. Wie allenthalben bemerkte man auch in den Münzen den französischen Einfluß, z. B. Karlsdor, Maxdor, Louisdor, Souveraindor. Sie gingen nicht selten bei den Hazardspielen aus und ein, indes die Silberkreuzer, Groschen, Sechser, Gulden und Thaler im Lotto verschwanden.

Viele Straßennamen deuteten auf Gewerbe und Zünfte hin, wie die Lederer-, Pfister-, Mühl-, Windenmacher- und Hirtenstraße, das Sattler-, Brauhaus-, Pflug-, Koch-, Küchelbäcker-, Fischer-, Metzger-, Pfaffen-, Hebammen-, Schmied- und Schlossergäßchen. Aber

auch einzelne Häuser hatten noch Namen, die teilweise so ursprünglich aus den Lebensanschauungen herausgewachsen waren, daß sie wie eine aufgeschlagene Chronik erzählen: die Bierwirtschaft „zur Arche Noa" in der Wurzerstraße, „zu den drei Laufern", Diener, die ehedem vor und mit dem Wagen des Herren laufen mußten, am Maximiliansplatz, „zum Knödelbäcker" in der Knödelstraße (jetzt Hartmannstraße), „zur Maus" am Promenadeplatz, „zum Eichelober" und zum „Schindlhüter" in der Wasserstraße, das „Pesthaus" in der Magazinstraße, „der Husarenstadl" in der Bayerstraße, „zum grünen Ast" in der Prielmaierstraße, „zum Kuehloch" am Platzl, „zur Geis" in der Kaufingerstraße, „zur Bayerweinschenke"*), „zum Pfaueneck", „zum Himmelschäfler", „zum Krautbärtel" im Färbergraben, das „Raisonnierhäuschen" in der Residenzstraße, „zur Schörgenstube" in der Burggasse, „zum Thürlbader" in der Ledererstraße, „zur Schafglocke" in der Pfistergasse, „zum Alletag" in der Bruderstraße, „zum Judenbranntweiner", „zum Obernfutterbeni" im Thal Maria (der östlichen Seite des jetzigen Thales), „zum Teufelsmelber" und „zum Paradieskramer" im Thal Petri (der westlichen Seite des jetzigen Thales), „zum Haarpuderwaberl" am Petersplatz, „zum Fetzengarten" in der Blumenstraße, „zum schelchen Märtl" am Heumarkt, das „Tatzlhaus" und „Puzenhäuschen" am Oberanger, „zum Koch" in der Hölle (Sendlingerstraße), „zum Jesuitenmelber", „zum Narr" in der Karlsstraße (jetzt Neuhauserstraße), „zum Lateinischen" in der St. Annastraße, „zum Brodesel" in der Herzogspitalstraße, „zum Pestraucher" am Schulplatz, „zum Schlafhaubenkrämer" in der Weinstraße.

Schreckensvolle Gestalten tauchen bei dem Namen „Hexengang" auf, der sich im Graggenauerviertel befand. —

Auf vielen Häusern der Stadt ruhte damals wie auch heute noch das Ewiggeld, eine unkündbare Hypothek, die aus dem Jahre 1327 datiert, wo es nach dem großen Stadtbrande eingeführt ward, um den Bürgern die Wiederaufbauung ihrer Häuser zu erleichtern.

*) Der „Bayerwein" wuchs in Regensburg und Landshut.

Noch im Jahre 1818 waren Gärten keine Seltenheit in München; fast in jeder Straße grünte und blühte es, die Bäume betrachtete man noch als Freunde und verfolgte sie nicht wie schädigende Usurpatoren. Auch Ägid Kobell besaß ein von Büschen und Blumen umgrenztes Heim in der Fürstenstraße (der heutigen Leopoldstraße); hier führte er mit Frau und zwei Töchtern Sophie und Karoline ein glänzendes gastliches Dasein. Und Wilhelm Kobell, nun Professor an der Akademie der bildenden Künste, hatte sich gleichfalls mit seiner Familie ein Lustgärtlein geschaffen an seinem Hause in der Karlsstraße 1375 (jetzt Neuhauserstraße). Üppig dufteten die Gärten des k. Majors Espiard de Colonge in der heutigen Westenriederstraße (damals Theaterstraße genannt); am Fürstenplatz zwitscherte es in allen Ästen um das Schlößchen des Generallieutenants von Hallberg; Hollunder und Linden machten sich breit um den Wilhelminischen Palast an der Theatinerstraße. Der Direktor der Hebammenschule, Karl von Orff, besaß die pflanzenumgürtete ehemalige „Frohburg" in der Königinstraße, am Königsplatz dehnten sich die Änger des Barons Simon von Eichthal aus, und Wiese um Wiese stand der Dachauerstraße entlang. In der Maxstraße (Max Josephstraße) lagen die Gärten des Freiherrn von Schleiz, sowie die der Reichenbach'schen Familie. Baron von Hompesch hatte am Karolinenplatz Haus und Garten u. s. w.

Nutz- und Futterpflanzen wurden um 1818 noch häufig im Burgfrieden gebaut.

Öffentliche, von der „schönen Welt" besuchte Gärten waren um das Jahr 1818 der Glasgarten (in der heutigen Blumenstraße gelegen), der Prater auf einer Insel in der Isar am Abrecher, der Hubergarten (in der heutigen Schützenstraße), der Neudeckergarten, wo einst die Falknerei der Herzoge von Neudeck war (in der Au), der Hirschgarten bei Nymphenburg, der Milchgarten (an der Ecke der Königstraße, die jetzt den Namen Briennerstraße hat), der Löwengarten am heutigen Karlsplatz, der englische Garten, der Park von Biederstein mit dem Sommerschlößchen der Königin Karoline, dessen Kastellan dem Publikum Erfrischungen reichen durfte. Der Hof-

garten, der heute mehr eine Niederlassung von Kindermädchen und ihren Pflegebefohlen ist, glich in der Zeit Max Josephs einem Salon im Freien. Da trippelten junge Mädchen in leichten Seiden- oder Mousselinkleidern mit eingestickten Blumen, über die hohe dekolletierte Taille ein „Fichu à la Mamelouque“ geworfen, à l'enfant oder à la Grecque frisiert, darüber hohe Hüte. Die Mamas hüllten sich in enganliegende Kleider und in türkische Shawls und trugen Baretts mit Federn. Sie ließen sich und ihre Töchter gerne von einigen „Élégants“ begleiten, die zahlreich anwesend waren. Erfrischte und unterhielt man sich im italienischen Kaffeehaus Tambosi, so blitzten dabei Silhouetten in Diamanten gefaßt auf den Ringen; Herren spielten mit ihren Breloques an der Uhrkette, Damen entfalteten ihre perlengestrickten Geldbörsen mit Wappen, Tulpen und Vergißmeinnicht. Das Rauchen war im Hofgarten wie auf den Straßen der inneren Stadt verboten, um so mehr schnupfte man und zeigte mit Vorliebe seine „musikalische Tabatière“.

Ein Lieblingsgespräch war a. 1818 Angelica Catalani, die berühmte, damals noch junge Sängerin. Bald las man von ihr, bald hörte man von ihr, und im Mai konnten sich die Münchner selbst von dem Zauber dieser Sängerin überzeugen. Sie sang am 17. Mai bei einer Audienz vor der Königin, wobei sie sich selbst am Klavier begleitete; am 21. in einem Kabinettskonzerte vor dem königlichen Hofe und am 25. im königlichen Hoftheater in einem großen Vokal- und Instrumental-Konzert. Da bewunderten Männer wie Frauen gleich stark, und man stritt sich nur, ob sie die Arie von Puccitta „della tromba“ oder die Variationen aus der Zauberflöte von Papillo „nel cuor più non mi sento“ hinreißender vorgetragen habe. Bei ihrem „God save the king“ war die Jugend Begeisterung vom Wirbel bis zur Zehe, und wer alt war, wurde jung bei solchem Gesang. Der Enthusiasmus sprang von der Catalani auf den Tänzer Duport und Signor Velluti, der unlängst in der italienischen Oper „Carlo Magno“ als Vitekindo wunderbar war. Das Gefallen hatte sich bis zum

„Furore" gesteigert. Fremdwörter erhöhten ja damals noch mehr als heute den Wert der deutschen Sprache, wenn man letztere überhaupt gebrauchte und nicht durch die französische ersetzte. Denn diese hatte es dem Adel wie dem Mittelstande angethan!

Welch anregendes Gesprächsthema bildete ferner im Jahr 1818 das Fest, das Fürst Kaunitz-Rittberg dem Kronprinzen Ludwig zu Rom gegeben hatte! Der Kronprinz forderte damals die geladene Improvisatorin Rosa Taddei auf, das Zusammentreffen Coriolans mit seiner Mutter in Rom zu besingen, und sie soll ihre Aufgabe meisterhaft gelöst haben.

Um derlei Fragen drehte sich die Unterhaltung, auch lokale Verhältnisse wurden hineingezogen, wie z. B. die Bauplätze in der Schwabinger-, Fürsten- und Amalienstraße, wo der Quadratschuh 3 kr. zu stehen kam. Dann redeten weise Männer „über die Kurzsichtigkeit der Hauseigentümer, die so wenig Wert auf einen Hofraum legten, alle Winkel verbauten, um die Erträgnisse auf das Höchste zu bringen, und die nicht bedachten, daß auf diese Art der freie Zutritt der Luft gehemmt, das Haus feucht, die Wohnungen ungesund würden." Sie sagten: „Vielleicht wird in keiner Stadt Deutschlands gegenwärtig so viel und so schnell gebaut, vielfältig mit der äußersten Sorglosigkeit wie in München. Mehrere Thorzinnen und Türme sind schon gestürzt und andere werden noch fallen gegen den Wunsch mancher: daß sie als ehrwürdige, sogar pitoreske Monumente der Zeit erhalten werden möchten."

Und bezüglich des Standortes des Denkmals Ludwig des Bayern in der Frauenkirche äußerte man schon damals, „dieses Denkmal nach dem Winkel des alten Taufsteines verbannen wollen, heißt es aus der Kirche verbannen."*) Der Streit ist in der allerneuesten Gegenwart bekanntlich wieder entbrannt, und in der That ist das Monument nun zum Schmerz manches Kunstfreundes von seinem lange behaupteten Ehrenplatze dem Hochaltar gegenüber

*) A. Huber: München im Jahre 1819. L. v. Westenrieder: Hundert Sonderbarkeiten. 1824.

nach rückwärts an die dunkle Stelle nahe dem Westportal verrückt worden.

Donnerstag Nachmittag zog die Militärmusik Herren und Damen zum chinesischen Turm, und Sonntags gingen, ritten und fuhren sie nach dem damals fashionablen Föhring oder nach Großhesselohe. Auch ergötzten sie sich durch Musik und Tanz im „Museum", in der „Harmonie" und im „Frohsinn". „Diese letztere Gesellschaft dehnte ihre Teilnahme sogar bis nach dem Tode aus, indem sie das Andenken der verstorbenen Mitglieder einzeln an jedem Verlebten durch eine Grabmusik bei der Beerdigung und in den nächstfolgenden Tagen durch ein feierliches Totenamt ehrte, und „der Witwe des Verlebten mit den einführungsfähigen Kindern nach abgelegter Trauer den Eintritt zu allen gesellschaftlichen Unterhaltungen auf ein volles Jahr unentgeldlich gestattete."

Eine originelle Einrichtung für die Bedürftigen waren die „Seelenbäder". Gegen eine bestimmte Stiftungssumme konnten in einigen Häusern der Stadtbader, Männer und Frauen unentgeltlich schwitzen, sich schröpfen und das Blut aus den Adern abzapfen lassen. —

Am 12. Oktober 1818 wurde das von König Max Joseph erbaute Hof- und Nationaltheater am Max Josephsplatze feierlich eröffnet. In dem großen Hause war, wie ein gleichzeitiger Bericht hervorhebt, „die Luftheizung eingeführt, das Holzwerk mit einer dem Feuer widerstehenden Tinktur getränkt", ferner konnte die Bühne durch Wasservorrichtungen in „den größten Platzregen versetzt werden". Was freilich nicht verhinderte, daß das stolze Gebäude schon nach wenigen Jahren (14. Januar 1823) abbrannte. An seine Stelle trat der noch jetzt stehende Neubau von Klenze, der im Jahre 1835 eröffnet wurde.

In dem von Maximilian III. Joseph erbauten Residenztheater wurde die italienische Oper gepflegt. Ferner bestand noch das Sommer- oder Lipperltheater für die Volksposse am Karlsplatz und das von d'Herigoyen erbaute königliche Theater am Isarthor, in welchem volkstümliche Schauspiele gegeben wurden. Während der

Charwoche wurden dort am Samstag lebende Bilder aus der heiligen Schrift gestellt.

Höchst feierlich wurde das Fronleichnamsfest begangen. An der Prozession beteiligten sich der König und die Prinzen, und dem Zug gab damals die große Zahl der dabei herumgetragenen oft kunstvoll geschnitzten Holzstatuen von Heiligen ein eigentümliches Gepräge. Nach der Prozession aßen Vornehme wie Geringe zu Hause oder im Wirtshaus Bratwürste und tranken Bock dazu. Ich erinnere mich noch, daß meine Großtante, Baronin von Pfetten, die Schwester Ägids, so streng auf diese Sitte hielt, daß mein Vater regelmäßig sogleich nach der Prozession in ihrer Wohnung, die an der Theatinerstraße lag, erschien, und, angethan mit dem feierlichen Professorentalar, im Kreise der dort versammelten Verwandten seine Bratwurst verzehrte.

Der raffinierte Biertrinker huldigte damals in München einem seltsamen Brauch: er steckte eine eingefangene Blindschleiche in seinen Maßkrug, „damit das Bier recht kalt bleibe". Das Bier war damals vielleicht noch mehr als heute das Nationalgetränk des Münchners. In den Wirtshäusern herrschte vollkommene Vermischung der Stände. Den höchsten Grad erreichte dieselbe im Mai bei Eröffnung des Bockkellers, wo das königliche Brauhaus im eigenen Keller am Schrannenplatz und im Hofschäfflerhaus das starke Einbeckerbier (Einbock) verkaufte, welches von den Gästen wie ein Lebenselixir verlangt und verschluckt wurde.

Ihren Frauen und Töchtern gegenüber stellten die Männer gerne den Grundsatz auf: „Ich trink für euch Bier, ihr trinkt für mich Wasser", und jene begnügten sich damit. Im Hause waren die Münchnerinnen fleißig und genügsam. Außer den Elementarfächern und den häuslichen Arbeiten lernten die Mädchen französisch sprechen und lesen, Klavier- oder Guitarrespielen und Singen. Ein Schriftsteller aus der Zeit Max Josephs schreibt u. a.: „Die Geschicklichkeit der Mädchen in weiblichen, feinen Arbeiten aller Art geht so weit, daß sich viele Mädchen von Stande teils durch Verfertigung von eigentlichem Putze für reichere Frauen,

teils durch schöne Stickereien rc., welche in die Niederlagen von weiblichen Arbeiten geliefert und da für einen bestimmten Preis verkauft werden, so viel erwerben, daß ihr eigener Putz, den sie sich überdies selbst am besten machen, ihren Eltern entweder gar nichts oder nur einen kleinen Nachschuß kostet."*) Man sieht, wie gleiche Dinge ungleich aufgefaßt werden im Lauf der Welt. Derartige Arbeiten riefen damals das Lob, heute rufen sie den schärfsten Tadel hervor wegen der Konkurrenz, die sie den Berufsarbeiterinnen machen.

Adelige Damen stickten vielfach für Kirchen und ihre Hauskapellen, denn fast jedes Palais enthielt eine Kapelle, und fast jede vornehme Familie besaß ihr Palais. Im Jahre 1818 bezog Herzog von Leuchtenberg seinen von L. von Klenze erbauten Palast am Fürstenplatze (jetzt Palais Luitpold), wogegen das bisherige Hotel Montgelas am Promenadeplatz von dem Ministerium des Auswärtigen erworben wurde.

Außerhalb des Hauses war die Münchnerin vergnügungssüchtig. Im Karneval herrschte in Bayerns Hauptstadt die Maskerade wie in Italien. Jung und Alt zog in allen möglichen Trachten, die Larve vor dem Gesicht, in den Straßen umher und machte sich einen lustigen Abend. In bunter Reihe saßen in Gasthäusern Pierrots und Kolumbinen, die beliebten Türken und Schwäbinnen, dutzten sich und scherzten nach Maskenrecht. Mancher Salon ward in eine Idylle mit Schäfer und Schäferinnen verwandelt, auf einem Turnierplatz kämpfte man mit verzuckerten Lanzen und bei Jahrmärkten bot man den Witz und Humor feil.

Und weil sich die meisten Menschen im Scherz wie im Ernst um dieselbe Axe drehen, so hielten z. B. die Gäste bei dem Geh. Staatsrat Feuerbach einmal ein Kriminalgericht über das alte Jahr mit Anklage und Verteidigung. Und ein anderes Mal traten sie als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften auf mit einem

---

*) Chr. Müller: München unter König Maximilian Joseph 1816. I.

Ästhetikus, Theologus, Grammatikus, Mathematikus, die ihre Wissenschaften trefflich parodierten.

Ernstlich ereiferte sich Westenrieder in seinen „hundert Sonderbarkeiten“ über die vielen Hazard- und achttägigen Kegelspiele, über die zahllosen Kaffee- und Bierschenken, welche zugleich Gastwirtschaften mit Trink- und Spielstuben waren. Sehnlichst wünschte er eine „Sittengenesung“ herbei. Die Genußsucht und Leichtfertigkeit des damaligen Lebens kennzeichnet er durch folgende Äußerungen: „Man verzehrt das Doppelte von dem, was man einnimmt, und die Listen der unehelich Geborenen sind den Verzeichnissen der in ordentlichen Ehen erzeugten Kinder gleichzählig.“

„Zur Vereinfachung der Sitten und aus Liebe zur Mäßigkeit“ stiftete mein Großvater Ägid „die löbliche Gesellschaft zu den sechs Schüsseln“, weil zu einem „ehrenvollen Gastmahle eigentlich dreißig, auch noch mehr Speisen gehörten.“ Diese „Einfachen“ nahmen ihr wöchentliches Diner in einer Villa oder in einem Sommerschlößchen eines Gesellschaftsmitgliedes ein, und der dabei eingeführte Strafkodex erhöhte nur die Lustbarkeit der Tafelnden. Bisweilen kutschierten sie auch zu der schönen „Gmundner Franzi am Tegernsee“, deren Gasthaus weit und breit wegen seiner Vortrefflichkeit und herrlichen Lage bekannt war oder zur Fischerliesl am Schliersee. Denn wie einst die schöne Helena so zog nun die berühmte Fischerliesl die Männer an. Künstler malten sie, Dichter besangen sie. Wen sie zum Besuche ihres Gasthauses einlud, der stellte sich sicherlich ein. Da herrschte sie, von Berg und See umgeben, jauchzte und jodelte und sprang umher wie eine Gemse. Weit und breit drang der Ruf ihrer Schönheit, und schon als Kind begehrte ich sehnlichst nur einmal die schöne Fischerliesl sehen zu dürfen. Als mir endlich der Wunsch erfüllt wurde, und ich mit einer Gesellschaft an ihrer Halbinsel landete, wurden wir von einer alten ungekämmten Bäuerin mit dem Rufe empfangen: „Was wollts, a Bier oder an Kaffee?“ — — „Wer ist denn das?“

„Das ist die Fischerliesl“, antwortete lachend einer, und ich war selbstverständlich sehr enttäuscht. Ich rechnete eben nicht

mit der Thatsache, daß die Jahre vergehen und die Schönheit verblüht.

Das beliebteste, weil nächste Ausflugsziel bildete damals wie heute der Starnbergersee, wenn auch manches anders war als jetzt. Der See war damals noch eine Idylle mit 99 Fischgerechtigkeiten, deren einfache genügsame Inhaber „in einer fast beneidenswerten Ruhe lebten", wie Westenrieder sagt. Um die Wette schwimmen und rudern, und Panzenstechen waren ihre Spiele. Jagten die Herren auf Hirsche, Rehe, Hasen und Wildschweine, so jagten die Landleute auf Dachse, Wiesel und Marder. Ein Seerichter hielt viermal des Jahres Untersuchung, ob die Fischordnung über Lachse, Renken, Waller, Karpfen und Hechte genau eingehalten wurde. Mit den Pirschlingen, Rotaugen und sonstigen kleinen Backfischen nahm man es nicht strenge. Am Fuße der den See einfassenden Hügel sah man in romantischem Reiz einsame und ärmliche Fischerhütten, auf den offenen Anhöhen ansehnliche Schlösser mit Türmen und Mauern darunter einzelne Kirchen. Vom Schlosse Starnberg hatte das Rentamt Besitz ergriffen, das einst sich an das Schloß schließende kurfürstliche Sommerhaus war in die Pfarrkirche umgewandelt worden.

In einer der Schiffshütten lag ein verkommener, zerbrochener Neptun,*) der letzte Rest des großen „Seewunders", des viel angestaunten Bucentaurs. Denn gleich dem Dogen von Venedig, der sich 1311 zu seiner symbolischen Vermählung mit dem Meere, ein phantastisches Schiff, halb Stier, halb Mensch (Bucentoro) hatte erbauen lassen, ließen Ferdinand Maria und Adelheid von Savoyen 1663 eine derartige Galeere für sich fertigen. Dieselbe hatte drei Stockwerke und strotzte, wie das venezianische Vorbild, von Gold und buntem Zierrat. In schönem Schnitz- und Bildwerk tanzten Nereiden, und je auf einer Spitze des Schiffes erhob sich Neptun und Minerva. In den Zimmern und Kabinetten spielten lustig gemalte Genien mit Fischen, Bacchus und Ceres luden zum Mahle

---

*) Nun im Nationalmuseum zu München.

ein. Die Liebesgötter tummelten sich zwischen dem Atlas, der den Himmel trug. Drei bis viermal im Jahre fuhr Ferdinand Maria mit Adelheid und großem Gefolge auf dem Bucentaur in den See hinaus; Luxusgondeln in allen Farben, Silberkammer-, Hofküchen-, Kellerschiffe und Einbäume glitten ringsum, unter weithin schallender Musik. „Diese Schiffe faßten 2000 Personen, welche sämtlich auf dem See speisten", berichtet Westenrieder.

Bis 1754 war der Bucentaur in Gebrauch: er erlag der Altersschwäche.

Graf La Rosée besaß das Schloß Possenhofen. Bald am Wasser, bald durch lichtes Gehölz und Waldesdunkel zog sich der Weg nach den Fischerhütten der Feldafinger. Hier zumeist traf man nahe am Gestade Fischbaitzen und Hechtstangen; die ersteren waren gefällte Bäume, welche man derart in den Seegrund stieß, daß der Gipfel aus dem Wasser ragte. Die Fische und Krebse, die sich unter diesem Schutz- und Trutzdach zu versammeln beliebten, wurden mühelos gefangen. Die Hechtstange, eine schwimmende Legangel, wurde seit alten Zeiten am Starnbergersee angewandt. Bei Feldafing tauchten Überreste von Pfahlbauten auf. Die Schiffer ruderten hindurch, und man gelangte auf die Insel Wörth, die heutige Roseninsel. Ein altertümliches Kirchlein weckte zur Andacht, und eine Fischerfamilie, die dort ein kleines Haus bewohnte, kredenzte den Ankömmlingen eine echte und rechte Kuhmilch. So schwelgte man „im Schoße der seligsten Genügsamkeit." Unweit Garazhausen soll eine „geheimnisreiche Grotte" gestanden haben. Tutzing war Eigentum des Grafen Vieregg. Bernried, im Besitze des Grafen Arco, und Seeshaupt lagen in Waldeinsamkeit. Mit einem Segelboot oder Einbaum erreichte man St. Heinrich, Ambach und Ammerland. Das Schloß Ammerland gehörte 1811 dem Grafen Baumgarten. Später verlieh es König Ludwig I. dem Grafen Pocci als Mannslehen. Da der See „hier seine Abgründe hat, fuhr man nicht ohne heimliches Grauen über diese gräßlichen Tiefen von 69 Klaftern!" Deshalb landete man frohen Herzens über die bestandenen Gefahren in Allmannshausen, dessen

Schloß Graf Rambaldi besaß. Und nachdem man die Heilquelle besucht hatte, fuhr oder ging man nach Berg, besah den herrlichen Park, machte einen Abstecher nach dem im Besitze des Damenstiftes zu München befindlichen Schlosse Kempfenhausen und kehrte dann reich an Erlebnissen und Erfahrungen nach München zurück.

Von Glück mußte man sagen, wenn einem bei solchen Ausflügen in Feld und Flur kein Ballon auf den Kopf fiel. Denn der Luftballon war der Sport jener Tage. Napoleon hatte nach seiner Rückkehr aus Ägypten die militärischen Luftfahrten aufgehoben, aber die Wolkenreisen zum Vergnügen hatten sich reichlich vermehrt, und der Luftschiffer wurde bei seiner Landung je nach dem Kulturstande der Bevölkerung bald als Halbgott empfangen und bewirtet, bald als böser Geist geflohen und verwünscht. So gehörte ein Luftballon mit einem kühnen männlichen oder weiblichen Insassen zu fast jedem im Freien abgehaltenen Feste, und wie allenthalben ergötzten sich im Sommer auch die Münchener an der Auffahrt irgend eines Aeronauten. Ein Beweis für das aeronautische Interesse jener Zeit sind die darauf bezüglichen zahlreichen Kupferstiche, die sich erhalten haben, und die heute einen Modeartikel der Sammler bilden.

* *
*

In allen Straßen der Stadt, auch in den entlegeneren Quartieren, war eine häufig zu sehende Erscheinung der in einfachem Anzuge lustwandelnde König Max Joseph. Er pflegte alsdann gerne die ihm persönlich Bekannten anzureden, dankte aufs leutseligste für jeden Gruß und richtete nicht selten auch an Personen niedrigen Standes ein freundlich ermunterndes Wort. Gutmütigkeit und Leutseligkeit durchdrang sein ganzes Wesen.

Alle Prunksucht lag dem König ferne, wie auch seine Gemächer in der Residenz zu München bewiesen, wo er im nördlichen Flügel den prächtigen Kaiser- oder Schimmelsaal, in dem die überlebensgroßen Bronzepferde standen, in zwei Stockwerke abteilen ließ und dann als Wohnung für sich erwählte. Er stellte Blumen-

stöcke und Vogelhäuser vor die niedrigen Fenster und erfreute sich an der Aussicht auf den Hofgarten und auf die heiteren Spaziergänger, die ihn belebten. Für die Königin, für die Prinzen und Prinzessinnen waren herrliche Gemächer im ersten Stockwerke eingerichtet. Vorzugsweise aber wohnte Max Joseph in Nymphenburg, und zwar in den Zimmern im Erdgeschoße des linken Flügels, die noch heute unverändert erhalten sind.

Welch auffallender Gegensatz, wenn er dort an seinem von Singvögeln umflatterten Schreibtisch mit seinem Minister Graf Montgelas konferierte. Max Joseph trug große goldene Ohrringe, einen blauen Napoleonsfrack, enganschließende Beinkleider, hohe ungarische Stiefel. Sein „dirigierender Minister" Graf Montgelas trug einen schwarzen Atlasfrack, gestickte Weste, kurze Beinkleider, weißseidene Strümpfe. Das Gesicht des Königs spiegelte offen jeden seiner Gedanken, die Miene des Diplomaten verbarg berufsgemäß jede seiner Ideen.

Leichtlebig wie er war, verschmähte der König nicht die heiteren Genüsse des Daseins, und streute Liebes- und Tafelfreuden unter den Ernst der Regierungspflichten und Sorgen. War er im Kreise seiner Familie und der Herren vom Hofe, so gefiel es ihm auch ab und zu, eine humoristische Neckerei von Stapel zu lassen, der mitunter eine ähnliche Absicht zugrunde lag wie Andersens bekanntem Märchen: „Des Königs neue Kleider."

So sagte er einst bei der Tafel, er habe selbst die eben servierte Speise erfunden und wünsche nun das Urteil seiner Gäste hierüber zu erfahren. Die Gäste aßen beflissen und spendeten reichliches Lob, nur Graf Reigersberg rief: „Abscheulich." Der König lachte: „Du bist grob, aber wahr, denn dies »Käsegefrorenes« hat gewiß keinem geschmeckt, aber die Wahrheit sagten die Schmeichler nicht." Merkte nun Max Joseph, daß der Eine oder Andere empfindlich war und den königlichen Spaß etwas tragisch aufnahm, so vergütete er denselben durch Leutseligkeit und schenkte wohl auch dem Gekränkten ein Kleinod, selbst eine ansehnliche Geldsumme. Seine Hofchargen und höhere Beamte duzte er, Niederstehende redete der

König mit „Er" an, welches Fürwort überhaupt allgemein für Untergeordnete gang und gäbe war.

Ungestört spielten bei oft wichtigen Verhandlungen wie bei den Audienzen zwei seidenhaarige Bologneser-Hündchen, die stets den König umgaben. Einer dieser Lieblinge gab einst zu folgendem Vorfall Anlaß. Ein um Beförderung nachsuchender Beamter vom Lande, der ein ähnliches Tierchen besaß und zur Audienz vorgelassen war, packte in der Meinung, sein draußen gelassener Phylax habe sich trotz Verbot in das königliche Gemach eingeschlichen, den Bologneser des Königs beim Genick und warf ihn kurzer Hand zur Thüre hinaus.

„Ja, was will Er denn, was hat Ihm denn mein Hund gethan?" rief entrüstet der König.

„Euerer Majestät Hund!" — Der Unglückliche stammelte eine Beteuerung um die andere und brachte stotternd sein Anliegen hervor, aber Max Joseph wollte jetzt von seinem Gesuche nichts hören, sondern beschied ihn auf eine spätere Zeit. So hat der Petitionierende durch seinen Mißgriff sein Glück verscherzt.

Natürlich reihte des Monarchen bekannter Hofnarr Prangerl dies Vorkommnis in seinen Witzkasten und gab es zum Besten. Dieser Hofnarr war der letzte seines Standes in Bayern, und Niemand, weder Damen noch Herren am Hofe, weder Beamte noch Gelehrte und Künstler waren vor seinem Spott sicher. Besonders geiselte er die Modern-Antiken. Sie bildeten auch die Zielscheibe von Westenrieders Satyre:*) „Die jungen Männer raisonnieren wie Solon, haranguieren wie Demosthenes und figurieren wie leibhaftige Alcibiades, denn alles ist in München seit 1800 klassisch."

Im besten Sinne des Wortes verdiente diese letztere Bezeichnung der Unterricht, welchen der ausgezeichnete Philolog Friedrich Thiersch den königlichen Prinzessinnen Elisabeth und Amalie, Sophie und Maria, die je zwei Zwillingspaare waren, sowie der Prinzessin Ludovika erteilte. Die anmutigen Töchter Max Josephs lernten

*) Hundert Sonderbarkeiten I. S. 7.

unter so anregender Leitung fleißig wie die Ameisen und beschrieben im Laufe der Jahre den Park von Nymphenburg in Hexametern, lasen in guter Übersetzung Homer und Virgil, nicht mechanisch, sondern mit Herz und Kopf. Oftmals besuchten sie mit ihren Eltern Berchtesgaden, Innsbruck, Salzburg und Tegernsee. Das Schloß, die einst berühmte Benediktinerabtei, hatte der König bald nach der Klosteraufhebung angekauft und zu seiner und seiner hohen Familie Sommerwohnung herrichten lassen. Da herrschte ein reiches Leben, denn oft folgte Fest auf Fest, fremde Fürstlichkeiten, Minister, Gesandte, Hofherren und Damen versammelten sich an dem fröhlichen Hofe des Königs, und der See ward durch prächtige Gondelfahrten belebt. Die Oberaufsicht über die Tegernseer-Besitzung, zu der auch der Kurort Kreuth gehörte, übertrug der Monarch Ägid von Kobell, der sich des Königs besonderen Wohlwollens erfreute.*) Mein Großvater erbaute sich ein Landhaus in dem nahegelegenen Rottach, in welchem ich eine glückliche Kindheit verlebte.

Prinzessin Elisabeth vermählte sich mit dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die Prinzessin Amalie mit dem König Johann von Sachsen; Prinzessin Sophie ward die Mutter des Kaisers Franz Joseph von Österreich-Ungarn, Prinzessin Marie kam ebenfalls auf den sächsischen Thron als die Gattin des Königs Friedrich August II. Prinzessin Ludovika ward die Gemahlin des Herzogs Maximilian in Bayern. —

* * *

Das Verlangen nach einer Verfassung regte sich immer stärker bei den deutschen Völkern. Die ihnen gegebenen Verheißungen waren nicht erfüllt worden. In Preußen blieb die „Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes" eine leere Ver-

*) Ägid von Kobell wurde nebst seinen Brüdern in den erblichen Adelsstand erhoben.

tröstung, in Österreich galt die Parole, „das Gift der Aufklärung fern zu halten". In Sachsen drückten Zwang und Frohnden die Bauern, in Hannover wuchs der Mißmut über die staatlichen Verhältnisse, in Kurhessen erreichte die Willkür den Gipfel. In Mecklenburg verblieb die Leibeigenschaft bis 1820. In Thüringen, besonders in Sachsen-Weimar, wurde den gerechten Forderungen der Unterthanen hochherzig Folge geleistet, und in Bayern gab der edle König Max Joseph seinem Volke eine Verfassung.

Graf Montgelas, der in der Zuziehung des Volkes eine Gefahr für die Krone sah, für das Volk, nicht durch das Volk die staatsbürgerlichen Rechte geordnet wissen wollte, und unbeliebt bei dem die Konstitution befürwortenden Kronprinzen Ludwig war, erhielt seine Entlassung. Montgelas selbst erzählt jedoch in seinen nachgelassenen, erst vor wenigen Jahren veröffentlichten Memoiren, daß eine listig angelegte Intrigue seinem Wirken als Minister ein Ende gemacht habe. Dies wäre ein Beweis, daß in einem feingesponnenen Netze nicht nur eine Mücke, sondern auch eine geistige Größe gefangen werden kann. Der Gräfin Montgelas entschlüpfte nach dieser Darstellung eine kränkende Äußerung über den Feldmarschall Fürst Wrede, dessen Stellung durch seine Thätigkeit auf dem Wiener Kongreß eine politisch einflußreiche geworden war. Er erfuhr die Äußerung der Gräfin und verfeindete sich mit dem Minister. Dazu hegte die Mutter der Königin Karoline, die Erbprinzessin von Baden, eine gründliche Abneigung gegen alle, welche Rücksicht auf die in Paris maßgebenden Persönlichkeiten anempfahlen, und darunter gehörte in erster Reihe Montgelas. Ihm feindselig gesinnte Agenten fremder Höfe schürten ihrerseits gegen ihn. Auch persönlich Gekränkte, die vergeblich Stellen und Gehaltserhöhungen nachgesucht, zu denen sich drei bei dem König angesehene Beamte gesellten, halfen nach Montgelas' eigener Ansicht seinen Sturz herbeiführen.*)

---

*) Denkwürdigkeiten des Bayerischen Staatsministers Max Grafen von Montgelas. Im Auszug übersetzt von Max Freiherren von Freyberg-Eisenberg und herausgegeben von Ludwig Grafen von Montgelas. Stuttgart 1887.

Der König ernannte an Montgelas Stelle den Grafen Rechberg, unter dessen Amtsthätigkeit die von dem König Max Joseph hochsinnig geplante Verfassung ins Leben trat.

* * *

Am Nachmittag des 26. Mai 1818 begab sich der Reichsherold im prachtvollen Wappenrocke in Begleitung von Militär, Paukern, Trompetern und Bürgern auf sieben verschiedene Plätze der Stadt München, wo er die Verleihung der neuen Konstitution durch die Gnade des Königs ausrief und die Verfassungsurkunde in zahlreichen Exemplaren an das Volk verteilen ließ. Am 27. Mai um 10 Uhr morgens verkündete dröhnendes Geschützfeuer und festliches Glockengeläute den Augenblick, wo in den Staatsratszimmern der königlichen Residenz „von Seiner Majestät die Einführung der neuen Verfassung in einer Versammlung der Prinzen des königlichen Hauses, der Obersthofämter, des Staatsrates, der Staatsministerien und der Vorstände sämtlicher Kollegien der Residenzstadt vollzogen und von der ganzen Versammlung der Eid geleistet wurde."*) Bei der Fahrt zum Ständehaus fuhr der König sechsspännig in einem reich vergoldeten Wagen. Nach der Eidesleistung wohnte der Monarch einem Hochamte in der St. Michaelskirche bei. Kopf an Kopf knieten und standen Andächtige in den Betstühlen, alle von dem Gefühle der Dankbarkeit beseelt.

Und außen harrte eine begeisterte Menge, um den König bei seinem Wiedererscheinen zu begrüßen. Wie blitzten die Uniformen des aufgestellten Militärs und wie schimmerte das bunte Allerlei von Frauen- und Männerhüten, von Riegelhauben, Fächern, Blumensträußen, Parasols, gestickten Moll- und Seidenkleidern, von palmengewirkten Shawls, von farbigen Westen und Battisthalstüchern, von goldenen Nadeln, Spangen, Degen- und Stockknöpfen. Wie sich die Träger all der Dinge drängten und schoben, wie sie die großen

*) Münchener politische Zeitung 28. Mai 1818.

und kleinen, blauen und braunen Augen auf das Portal hefteten, wie sie sich zunickten und den Rücken drehten, sich auf die Zehen stellten, wenn sie glaubten, jetzt gelte es zu sehen, und lächelten und lachten, wenn es eine Täuschung war! Zahlreiche Väter keuchten und schwitzten unter der Last der kraft mütterlichen Befehls auf ihren Schultern reitenden Sprößlinge, Gassenbuben gaukelten um die Laternen, Gens d'armes stifteten gravitätisch Ordnung bei kleinen Reibereien. In jener Gruppe machte die Schnupftabaksdose die Runde um die Nasen der Harrenden, indes hie und da ein altes Weib laut für den Regenten betete.

Nahe an der Kirchenthüre stand ein dunkelgelockter Jüngling, der mit seinen blauen Augen lebhaft umhersah und in seinem Gesichtsausdruck bald den Ernst, bald den Humor walten ließ. Als der König aus der Kirche trat, stimmte jener enthusiastisch in das tausendstimmige Hoch ein. Alsbald mischte er sich unter die jubelnde Volksmasse, schließlich nahm er in einem Gasthause an einer Festtafel Teil, um des Monarchen Gesundheit trinken zu helfen. Er setzte sich verabredetermaßen zu seinen Freunden und da ging es nun weihevoll und auch lustig her. Wie es bei perlendem Wein und Tafelgenüssen geschieht, spornte einer den anderen an zu poetischer Beredsamkeit und jugendfrischer Fröhlichkeit.

Es waren eben junge Leute, die im Gespräch hin und her schaukelten zwischen der hohen Bedeutung des Tages und dem Freiheitsgefühl, einmal ohne Mentor nach Herzenslust einschenken zu lassen und austrinken zu dürfen!

Besonders der fünfzehnjährige erwähnte Jüngling Franz Kobell, der das gerade Gegenteil seines steifen Papas war und das Ebenbild seines Großvaters Ferdinand, ließ seiner Freude freien Lauf und sang und toastierte aus Leibeskräften, denn ein Glücksstern war Bayern aufgegangen, und er war glücklich, ein Bayer zu sein. In ähnlichem Animo ging es fort, bis endlich die Hebe mit der Riegelhaube das Dessert aufgestellt hatte und die letzte Flasche geleert war. Dann schüttelten sich die jungen Leute die Hände „auf Wiedersehen heut Abend im Freitheater“.

Franz sah auf die Uhr, was soll er mit seiner Zeit anfangen bis zur Theatervorstellung — halt — dort oben wohnt ja seine Cousine Schlichtegroll, die ältere, bereits verheiratete Tochter Ägids, es freut sie gewiß, von dem Feste zu hören. Gesagt gethan. Franz erzählte der jungen, liebenswürdigen Frau von den Trinksprüchen, von dem Menu, von der Dekoration, von der Eidesleistung, deren Urkunde Onkel Ägid mit lauter, vernehmbarer Stimme gelesen, und daß vielen Männern Thränen in die Augen getreten — er erzählte so begeistert und feurig, wie es nach einem Diner vorkömmt, bei dem man einige Stunden Champagner getrunken. Sie merkte wohl, daß er etwas angeheitert war, aber ihrer gütigen Natur nach tadelte sie ihn deshalb nicht. Sie scherzten und plauderten, und eben als Franz aufbrechen wollte, trat seiner Cousine Gemahl ins Zimmer. Nach einer kurzen Unterhaltung „persuadierte" dieser den Franz, daß er auf einen Augenblick nach Hause fahre, angeblich damit er neue Toilette für das Theater mache, in Wirklichkeit aber um den in gehobener Weinlaune befindlichen jungen Mann unter die elterlichen Fittiche in Sicherheit zu bringen. Als sie an der betreffenden Wohnung anläuteten, öffnete sich die Thüre: „Jesus! der cher papa!" rief Franz, und in der That stand der gestrenge Herr leibhaftig vor ihm, erfaßte sofort mit Kennerblick die Sachlage, und aus war's mit Theater und Freundeskreis, denn nun hieß es, zu Hause bleiben. Mit schmerzlichen Empfindungen hörte Franz bis in die Nacht hinein das Jubeln auf der Straße durch seine Fenster dringen. Wie schwer er aber jene unfreiwillige Klausur zu Herzen nahm, geht daraus hervor, daß mir mein Vater noch als Siebzigjähriger mit wehmütigem Bedauern davon sprach.

Der Anblick, der Franz durch die väterliche Fürsorge entzogen war, bestand in dem Schauspiel „Das Taschenbuch" von Kotzebue und in einem Ballett „Minerva", welch letzteres für die Zeit charakteristisch war, da damals ohne klassischen Anstrich nichts vor sich gehen konnte. In dem aus Ovids Metamorphosen bekannten Wettstreit zwischen der Spinnerin Arachne und der Göttin

des Webstuhls, Minerva, wob die erstere im unbefangensten Anachronismus folgendes Bild: Ludwig der Bayer, in seiner Begleitung Tapferkeit, Gerechtigkeit und Aufklärung, legt das Gesetzbuch auf den Altar des Vaterlandes nieder; ein Genius reicht ihm aus den Wolken die Kaiserkrone. Minerva, über diese Leistung betroffen, weiß sich nicht anders zu helfen, als indem sie den Anachronismus noch um einige Jahrhunderte weiter treibt, und sie webt „den König Maximilian Joseph IV., welcher der Bavaria die neue Konstitution überreicht"; in seinem Gefolge sind Gerechtigkeit, Weisheit und Wohlthätigkeit, ein Genius setzt ihm die Königskrone auf das Haupt. Die neun Musen, die den Apollo treulos verlassen haben, um hier als Schiedsrichterinnen aufzutreten, erklären die Arachne für besiegt, und diese, statt als Spinne den Zorn der Göttin zu empfinden, muß derselben eine Lorbeerkrone überreichen.

* *
*

Bayern feierte im Februar 1824 das 25. Regierungsjubiläum Max Josephs. Nach des Königs Wunsch sollten sich vor allem die Armen erfreuen; Geld und andere Spenden wurden ihnen zu Teil. In den katholischen Kirchen, in der protestantischen Kirche und im jüdischen Bethause fanden Gottesdienste statt.

Am 15. Februar gab man im Hoftheater: „König Garibald, gedichtet von Heigel, in Musik gesetzt von Mozart." Denn man hatte dieselbe dem „Titus" entnommen, mit Ausnahme der Introduktion und eines Finales, welche der Vize-Kapellmeister Stunz komponierte. Auf den Wänden und Brüstungen des Theaters waren blau-weiße Tücher angebracht, inmitte des Plafonds schwebte eine künstliche Sonne, welche geputzte Damen und Herren in Uniform und „habit habillé" beleuchtete. Beim Eintritte der königlichen Familie ertönte die „Sphärenmusik des neu erfundenen Äolodikons". Dann erschienen in der Höhe 25 Sterne mit je einem betenden Engel, die 25 Regierungsjahre und die Wünsche des Volkes ver-

sinnbildlichend, nebst dem Namen Max Joseph in Lichtzügen. Dazu sang das Publikum „Heil, unserm König Heil". Bei der Schlußszene des Festspieles verwandelte sich die Eiche, in welche Garibald sein Schwert gestoßen, in den Stammbaum des bayerischen Hauses, welche Metamorphose einen Beifallssturm hervorrief.

Zu gleicher Zeit erfolgte im k. Theater am Isarthor eine Huldigung durch die Trilogie: Wehrstand, Nährstand und Lehrstand.

Am 16. Februar ward für den „Besten der Könige" der Grundstein zu einem Denkmal am Max Josephsplatze gelegt. Schon vor der festgesetzten Stunde nahmen Tausende von Menschen Sitz- und Stehplätze ein, und drängten hin und her.

Um 1/2 12 Uhr hörte alles Wogen auf, inmitte des Platzes hatten sich Klerus, Militär, Gesandtschaften, Beamte und Zünfte geschaart. Alle blickten auf den Prinzen Karl, der die Steinplatte und Urkunde einsenkte, sowie auf die Prinzen, welche sechs Münzen niederlegten: junge Mädchen warfen Blumensträuße darauf. Nachdem der Grundstein geschlossen, verrichteten alle hervorragenden Persönlichkeiten die Zeremonie mit Kelle und Hammer. Plötzlich wandten sich die Blicke der Menge nach einem Fenster der Residenz. Ein Flüstern entstand unter den Menschen, sie schwenkten mit Hüten und Tüchern und brachen in einen jähen Jubel aus, denn sie hatten dort, halb von einem Vorhange verborgen, den König entdeckt, der, seinen dreijährigen Enkel Luitpold auf dem Arme, der Feier zusah, und sein Volk mit Begeisterung erfüllte.

Um 2 Uhr toastierte man mit Bier und Wein zu Hause und im Gasthof in glücklicher Stimmung. Der Vorschlag, den Ägid von Kobell bei dem Diner im Rathaussaale machte, „alljährlich am 16. Februar ein Erinnerungsmahl zu halten", wurde jubelnd angenommen. Abends strömten Leute ohne Zahl durch die Stadt und durch die Vorstädte. Die königliche Familie fuhr in acht- und sechsspännigen Galawagen nach der ältesten Vorstadt Au. Eine Lichtfülle ergoß sich durch die Straßen, hier einen gotischen Turm, dort eine steinerne Blumenguirlande an einer Façade des vorigen Jahrhunderts auszeichnend, eine schneebedeckte Allee trug

farbige Lampions, die Kaserne der „Gardes du corps“ — die heutige Kürassierkaserne — stand im „Brillantfeuer“.

Am Geländer der Isarbrücke reihten sich Flämmchen an Flämmchen, vom Lilienberge, wo im ehemaligen Nonnenkloster nun das Landgericht seinen Sitz hatte, blinkte und schimmerte es herab. Am Mariahilfplatz der Au stand der unvermeidliche Tempel mit gemalten olympischen Göttern, die dem Könige huldigten. Hier nahm der Monarch die offiziellen Glückwünsche entgegen, und das Volk jubelte darein.

Am Rückwege überraschte den Gefeierten manch zauberisches Bild, denn von den Höhen von Bogenhausen bis zu denen von Sendling loderten Freudenfeuer, und wie schön waren im Lichtergefunkel die Paläste Preising, Törring, Rechberg, Arco, Larosée, Tattenbach, Waldkirch, Sandizell, Seinsheim, Gumppenberg, Lodron u. s. w. Auf dem Maximiliansplatze standen Obelisken aus Lorbeer- und Eichenlaub, dazwischen Opferschalen mit lodernden Flammen und „Transparente“. Die Malereien der letzteren stammten von Quaglio, Adam, Peter Heß, Dillis, Dorner, Wagenbauer. Monten hat in einem Bilde die Eidesleistung im Ständesaal wiedergegeben, und eine Radierung von Schießl zeigte die allegorische Darstellung der Verfassung: ein Beamter, Soldat, Bürger und Landmann reichen sich die Hände zum Bunde.

Die Bavaria und die damals sehr thätige Athene umgaben in Desjardin's farbiger Lithographie die Büste Max Josephs.

Abends am 13. Oktober 1825 wohnte Max Joseph und seine Familie einem glänzenden Feste bei, das der russische Gesandte Graf Woronzow in seinem Hotel zur Feier des Namenstages Sr. Majestät gab. Der König war heiter und leutselig wie immer. Er kehrte gegen 10 Uhr nach Nymphenburg zurück und begab sich zur Ruhe.

Morgens 6 Uhr harrte der diensttuende Kämmerer vergeblich auf den gewohnten Glockenschlag, beunruhigt näherte er sich dem schlafenden König und fand ihn, den Frieden im Antlitz, tot. Ein Schlagfluß hatte das Leben Max Josephs geendet. Die königliche Familie, die Stadt München und das ganze Land Bayern

betrauerten in dem Heimgegangenen einen Fürsten, der sich in seltenem Maß der Liebe und Verehrung seiner Unterthanen erfreute. Er hatte schon bei Lebzeiten die Beinamen „Vater Max", das „beste Herz", erhalten.

Ziehen wir die Summe seines Lebens, so müssen wir sagen: er vereinigte in seinem Wesen Verstand und Herzensgüte in schönem Gleichmaße; sein dauerndes Verdienst ist es, daß er in Bayern die gesetzliche Gleichheit der religiösen Bekenntnisse begründete, und daß er das Volk zur Mitwirkung an der Regierung heranzog. Der Rheinbund ist eine trübe Stelle in seinem hehren Bilde, aber dieser war durch die Verhältnisse bedingt, das kleinere Übel war dem größeren vorzuziehen: der Anschluß an Napoleon, statt, von Verbündeten preisgegeben, Bayerns Vernichtung durch Napoleon.

* * *

König Maximilian Joseph war in erster Ehe vermählt mit der Prinzessin Auguste Wilhelmine Maria, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, gest. 1796. In zweiter Ehe mit der Prinzessin Karoline Friederike Wilhelmine, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden.

Der König hinterließ aus erster Ehe folgende Kinder:

1) Kronprinz Ludwig August.

2) Prinzessin Augusta Amalia Ludovika Georgia, vermählt mit Prinz Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien, späterem Herzog von Leuchtenberg.

3) Prinzessin Charlotte Auguste, erste Gemahlin König Wilhelms I. von Württemberg, nach ihrer Scheidung Gemahlin des Kaisers Franz I. von Österreich.

4) Karl Theodor Maximilian August, Prinz von Bayern.

Aus zweiter Ehe:

Die Zwillinge:

1) Prinzessin Elisabethe Ludovika, Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen.

2) Prinzessin Amalie Auguste, Gemahlin König Johanns I. von Sachsen,

Die Zwillinge:

3) Prinzessin Sophie Friederike Dorothee Wilhelmine, Gemahlin des Erzherzogs Franz Karl Johann von Österreich, Mutter des regierenden Kaisers Franz Joseph I. von Österreich sowie des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko.

4) Prinzessin Maria Anna Leopoldine Wilhelmine, Gemahlin des Königs Friedrich August II. von Sachsen.

5) Prinzessin Ludovika Wilhelmine, Gemahlin des Herzogs Maximilian in Bayern.

Zweites Buch.

Unter König Ludwig I.

Zweites Buch.

Unter König Friedrich I.

Erstes Kapitel.

Ludwigs I. Persönlichkeit.

Zu Straßburg 25. August 1786 geboren, hatte Ludwig I. seine Knabenjahre teils in Mannheim, teils in Schwetzingen, teils in Rohrbach an der Bergstraße verlebt, wo sein Vater gern verweilte, ehe ihn der Tod des Kurfürsten Karl Theodor nach München berief. Im Jahre 1803 hatte Kronprinz Ludwig die Universiät Landshut, im folgenden Jahre Göttingen bezogen. Hier war es der Geschichtsschreiber Johannes Müller, der den für alles Hohe und Edle überaus empfänglichen Prinzen mit der warmen Begeisterung für deutsche Größe und Machtstellung erfüllte. Als er im Jahre 1806 mit dem siegreichen Heere Napoleons wider Willen in dem eroberten Berlin einziehen mußte, faßte er zuerst den Gedanken, durch einen Monumentalbau dem deutschen Ruhm ein Denkmal zu setzen, wenn er auch seinen Plan erst als König zur Ausführung brachte. Es war dies die Walhalla bei Regensburg, zu der er am 18. Oktober 1830, dem Jahrestage der Leipziger Schlacht, den Grundstein legte. Sie sollte ein Ehrentempel sein für alle großen deutschen Kaiser, Könige und Krieger, Gelehrte und Künstler. Deutsch oder „teutsch", wie schon der Kronprinz und später auch der König stets schrieb, ist der goldene Faden, der sich durch sein Leben zog.

In Napolon I. sah er den Feind der deutschen Größe, und

haßte ihn deshalb. Wie er fühlte, während die bayerische Politik noch mit unauflöslichen Banden an den Willen des französischen Imperators geschmiedet zu sein schien, sprechen am überzeugendsten folgende Verse aus:

Meinen sechstägigen erstgebornen Sohn betrachtend.

Dessen eingedenk, o Max, sei immer
Daß als Teutscher du geboren bist,
Nie verblende dich des Auslands Schimmer
Steh' gewaffnet gegen seine List.

Hatte er als Kronprinz schon im Jahre 1809 dem Vertreter Oestreichs in München ungescheut seine Sympathie für die österreichischen Waffen ausgesprochen, so verhehlte er auch seine Freude nicht, als endlich im Oktober 1813 durch den Vertrag von Ried Bayern in das Lager der Verbündeten überging. War es ihm auch nicht vergönnt, selbst am Feldzug teilzunehmen, so führen doch die Tagesbefehle, die er als Oberkommandierender der bayerischen Landesbewaffnung erließ, eine Sprache, die seinen Jubel über die langersehnte Wendung bekundet, und auch im Lied gab er dieser Stimmung seines Herzens Ausdruck. Im Januar 1814 ruft er, „den bayerischen Schützenmarsch vernehmend“:

„Siedend rollt das Blut in meinen Adern
Und mit meinem Schicksal möcht' ich hadern,
Daß es mich vom Kampf entfernet hält.
Den Tyrannen helfen zu bezwingen,
Siegend selber nach Paris zu dringen:
Dies Gefühl ersetzet keine Welt. . . .
Auf, ihr Teutschen! auf und sprengt die Ketten,
Die ein Korse euch hat angelegt!“

Und nach der Einnahme von Paris besingt er frohlockend die erhoffte deutsche Einigung in Versen, die wie eine Vorahnung des Liedes erklingen, das im Jahre 1870 die deutschen Heere zu ihrem Siegeszug nach Frankreich begeisterte:

„Teutsche, reichet euch die Brüderhände,
Eintracht ziehe unter unser Dach,
Zwietracht sei für ewig nun zu Ende,
Heißgeliebtes Vaterland sei wach.“

Nebst seiner Liebe zu Deutschland beseelte ihn die Liebe zur Kunst. Den Boden Italiens betrat er zum erstenmal im Jahre 1804 im Alter von 18 Jahren, und schon diese Reise wurde folgenreich. Zu Rom lernte er den aus Würzburg gebürtigen Maler Martin Wagner kennen und hochschätzen. Er betraute diesen bald darnach mit der Aufgabe, für seine Rechnung Kunstwerke in Italien aufzukaufen. Nicht viel später unternahm der Freiherr Haller von Hallerstein die Ausgrabungen auf griechischem Boden in des Kronprinzen Namen und schon im Jahre 1811 konnte jener ihm einen herrlichen Fund melden, den er auf der Insel Ägina gethan. Es war die berühmte Giebelgruppe vom Tempel der Athene, durch welche auf die Anfänge der griechischen Kunst ein ganz neues Licht fiel. Nun war der Entschluß des Kronprinzen gefaßt, in München eine große Sammlung antiker Bildwerke anzulegen, und das Gebäude dazu sollte hervorragend in der Ausführung sein.*) Im Jahre 1817 begab er sich zur Erholung mit seinem Leibarzte Dr. Ringseis, dem liebenswürdigen Gelehrten und Gesellschafter, abermals nach Rom, um dort den Winter zu verleben. In hochsinniger Begeisterung ließ er die Kunst auf sich wirken und befreundete sich mit den großen Meistern Cornelius, Julius Schnorr, Overbeck, Thorwaldsen u. a., deren Übersiedlung nach München er anstrebte. Bald erwarb er die Villa Malta auf dem Monte Pincio. Der Vormittag gehörte der Arbeit, der Nachmittag dem Kunstgenuß. Unter Lorbeeren und üppig wuchernden Blumen wandelte der Kronprinz nach der Tafel mit seinen „Kameraden", wie er die von ihm geladenen Künstler nannte, auf und ab und besprach mit ihnen seine Pläne, oder sie saßen fröhlich beim Wein in einer Laube und sogen mit vollen Zügen die Freude des Daseins ein. Die höfische Etiquette war ausgeschlossen, und jeder sprach, wie es ihm gefiel, denn:

„Mit dem gewöhnlichen Maße nicht werde der Künstler gemessen,
Ist er selbst doch nach einem besonderen gemacht!"

*) Ausführlich erzählt in Karl Theodors Heigel's interessanter Biographie: Ludwig I. König von Bayern (Leipzig 1872).

heißt es in einem der Gedichte Ludwigs I. Auch besuchte er dann und wann mit seinen Auserwählten eine Osteria, zumal die spanische Weinschenke auf Ripa grande, weil sich dort die deutschen Künstler einzufinden pflegten. Zu den Stammgästen zählte der Maler Catel, von welchem die neue Pinakothek außer einigen Landschaftsbildern ein Gemälde besitzt (Nr. 298), das wir hier in Photogravure wiedergeben. Es stellt einen am 29. Februar 1824 stattgehabten Besuch des Kronprinzen dar. Dieser sitzt am äußersten Ende der Bank und winkt dem Wirt Don Raffaele d'Anglada, welcher im Begriffe steht, Wein zu bringen. Zur Rechten des Kronprinzen ist Thorwaldsen, neben diesem Graf Seinsheim, dann folgen Maler Catel, die Gesellschaft zeichnend, Hofmarschall Freiherr von Gumppenberg, Maler Julius von Schnorr, dann Ringseis, der sich mit seinem Glase erhoben hat, Maler Philipp Veit, Bildhauer Wagner und an der Ecke zur linken Seite des Kronprinzen der Architekt Leo von Klenze. Der Künstler hat die freudige Stimmung, die bei derlei Gelegenheiten herrschte, der Wirklichkeit entnommen und in sein Bild übertragen. Auch im Café Greco, wo der Kronprinz den genialen Friedrich Gärtner kennen lernte, war die Unterhaltung sprühend von Enthusiasmus über hellenische und christliche Kunst, die der hohe Gönner gleichmäßig zu würdigen verstand:

„Cafe tedesco solltest du heißen, du Stätte der Teutschen,
Kunstverwandtschaft vereint Griechen und Teutsche jedoch!“

Voll edlen Stolzes vergleicht er die Fortschritte der deutschen Kunst mit den Siegen des deutschen Heeres:

„Sieger nicht auf dem Schlachtfeld nur, auch in Malerkunst siegen,
Hebt das Bewußtsein jetzt freudig das teutsche Gemüt.“

Auf der Heimreise sendet er den Künstlern aus Florenz zugleich mit einer Flasche 1631er Steinwein folgenden Abschiedsgruß:

„Nehmet freundlich an, was ich euch gebe;
Wenig ist's, ich hab' davon nicht mehr.
Wenn Ihr trinket diesen Saft der Rebe,
Denket dessen, der sich trennte schwer,



Don Raffaelle Anglada Wirth auf Ripa grande in Rom.

Kronprinz Ludwig v. Klenze Architekt Wagner Maler v. Thorwaldsen Bildhauer Graf Seinsheim Ph. Veit Maler Prof. Ringseis v. Schnorr Maler Oberst Frhr. v. Gumppenberg Catel Maler

KRONPRINZ LUDWIG VON BAYERN IM KÜNSTLERKREISE ZU ROM AM 29. FEBRUAR 1824.

Gem. v. Franz Catel. C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München. Photogravure v. Jos. Albert in München.

Der Euch nie und nimmer wird vergessen,
Der Euch Lieb' für Liebe wieder gibt;
Sie besitzen, wie er sie besessen,
Möcht er ewig, wie er selbst euch liebt.

Trinkt die alten Tropfen von dem Steine,
Ihr Erwecker alter teutscher Kunst,
Alte Kunst gehört zum alten Weine,
Voller Geist sind beide, sind kein Dunst.

Auch für Dich ist solcher, großer Däne,
Der bewirkt, was unerreichbar schien,
Leben gibst Du jeder Marmorsehne,
Phidias hehre Kunst ist Dir verliehn.

Wie der Wein der Teutschen mit den Jahren
Seine Güte immer mehr bewährt,
So wird euer Ruhm sich fest bewahren,
Wird im Lauf der Zeiten noch vermehrt!"

Heimgekehrt ertönt sein Zuruf „an die teutschen Künstler in Rom".

„Teutsche Künstler, fern vom Vaterlande,
An der Tiber immer blondem Strom,
Treu vereinigt sind sie durch die Bande,
Teutschen Sinnes, in dem ew'gen Rom.

Jeden äußern Zwanges frei und ledig,
Nicht durch akadem'sches Joch gebeugt,
Aus des eig'nen Geistes Fülle thätig,
Bildend, wie's der Genius erzeugt.

Nicht in Lehren ist er eingehüllet,
Wie sich frey nur gibt der Liebe Kuß,
Den Erkorenen allein erfüllet,
Frei entwickelnd sich, der Genius.

Wahre Künstler ferner auch zu bleiben,
Daß in Rom die Kunst nicht stehe still,
Daß in ihr die Teutschen Blüten treiben,
Folg' dem jeder was sein Inn'res will."

Wie einst Goethe, so ward auch Ludwig durch die Erinnerung an Rom unablässig bewegt. An 360 Distichen widmete er der ewigen Stadt.

Bald begeistert ihn ihre Größe:

„Bloß hier findet sie sich, die Geschichte der Völker und Zeiten",

bald die Schönheit des Daseins:

„Selige Tage in Rom, ihr seid mir die Blüte des Lebens“,

dann beklagt er den Verfall:

„Da stehen in prangenden Hallen die marmornen Bilder
Aus der schöneren Zeit jener vergangenen Welt.
Leblos, sind diese beseelter als die hier lebenden Menschen,
Kleinlich, sinnlos vorbei flattert das heut'ge Geschlecht,
Auf die es umgebenden Werke der Künste nicht achtend,
Fremder als Fremde darin leben die Römer in Rom.“

Den ganzen Sonnenschein seiner Bewunderung wirft er auf die „Villa Borghese“, auf den Hof des Farnese'schen Palastes, auf die Aussicht von dem Turme „Santa Balbina“, auf „die von Michael Angelo verfertigte Bildsäule des Moses in San Pietro in Visconti“, auf Raphaels Galathea in der Farnesina.

„Die Blicke der Römerinnen“ bezaubern den König:

„Strahlen des himmlischen Lichts sind eure entzückenden Blicke,
Bringen den Himmel herab, bringen denselben in's Herz.“

Canovas „Grazien“ entsprachen nicht seinem Sinne:

„Üppige Mädchen sind hier die Grazien, Lüsternheit weckend;
Ist zu reizen jedoch je die Bestimmung der Kunst?“

und über Roms bauliche Veränderung und Zerstörung eifert er bitter:

„Die Barbaren verdarben das wenigste, Römer das meiste,
Römer zertrümmerten Rom, haben sich selbsten zerstört.
Ist es möglich, in Nähe des Schönen so häßlich zu bauen?
Ach, aus Rom entwich lange bereits schon der Geist.“

Mit der gleichen Jugendfrische, mit der er 1829 Pompeji besichtigte, wandelte er 1867 in dessen Ruinen umher, in historische Erinnerungen vertieft:

„Leben atmend und doch von dem Leben für immer verlassen,
„Schweigt es ewig in dir, ewig doch sprichst du zu uns.“

Die Kunstschätze Italiens betrachtete er nicht als Dilettant, sondern er erforschte sie, und übertrug sie alsbald auf die Münchner Arbeiten seiner Bildhauer und Maler. Capella Palatina zu Palermo gab ihm das Vorbild zur Allerheiligen-Hofkirche, die Loggia dei Lanzi zu Florenz zur Feldherrnhalle, nach den Fontänen Berninis zu Rom entstanden die Springbrunnen auf dem Universitätsplatz,

und das Grabmal des Königs in der Bonifaciuskirche zu München ist dem der Normannenkönige in Monreale bei Palermo nachgebildet.

Noch als Kronprinz wußte Ludwig die Berufung Peter von Cornelius' nach München durchzusetzen, — es war dies im Jahre 1819 — doch erst im Jahre 1825 kurz vor seiner Thronbesteigung vermochte er dessen Ernennung zum Akademiedirektor zu erwirken und damit seine dauernde Wirksamkeit für München zu sichern. Nun aber begann der fröhliche Aufschwung der Münchener Kunst, dem Ludwig selbst ein Denkmal setzte in den Distichen „Bayerns siebzehn vorzüglichste Künstler“: Johann Martin von Wagner, Leo von Klenze, Peter von Cornelius, Daniel Ohlmüller, Johann Stiglmaier, Samuel Amsler, Peter Heß, Friedrich von Gärtner, Julius Schnorr, Karl Rottmann, Heinrich von Heß, Friedrich Ziebland, Karl Voigt, Ludwig von Schwanthaler, Karl Schorn, Wilhelm Kaulbach, Johann Schraudolph.

* * *

Ludwig I. bestieg am 19. Oktober 1825 den bayerischen Thron und leistete den Eid der Verfassung. In lebensfrischer Schöpfungskraft griff er in alle Zweige der Regierung ein und offenbarte seinen genialen Geist auch in den Geschäften. Seine erste Regententhat galt dem Staatswesen. Die Schuldenlast mußte verringert, der Staatskredit erhöht werden. Im Militäretat wollte Ludwig I. eine Million ersparen, und die Zeit war so glücklich angelegt, daß sein Wille zur That werden konnte.

Darüber freuten sich die Weisen, aber die Thoren klagten. Und Frauen und Fräulein jammerten, wie mir meine Tanten erzählten, daß es nun aus sei mit den fröhlichen Thee- und Punschpartien, denn die Hofapotheke, welche ihnen unentgeltlich in reichem Maße alle Ingredienzen zu Lust und Wohlfahrt gespendet, durfte jetzt nur mehr Arzneien an Kranke verabreichen.

Der König war überzeugter und warmer Katholik, aber da er selbst sagte, „in den Extremen liegt das Übel“, so förderte er

auch die anderen Konfessionen seines Reiches. Die erste protestantische Kirche in München ward durch ihn im Jahre 1833 feierlich dem Gebrauche übergeben.

Die Juden durften eine Synagoge einweihen. Dem Jesuitenorden verweigerte er die Rückkehr nach Bayern. Hingegen breiteten sich nach des Königs Willen die Benediktiner wieder aus. Den barmherzigen Schwestern wurde das Krankenhaus eingeräumt; die Aufführung des Passionsspieles in Oberammergau ward wieder gestattet.

Der von Ludwig I. eifrig betriebene Anschluß Bayerns an den deutschen Zollverein im Jahre 1833 ward ein Markstein für Handel und Wandel. Der Wissenschaft wollte der König ein Freund und Schirmherr sein, nicht minder wie der Kunst. Durch letztere hoffte er auch der volkstümlichen Belehrung zu dienen. Die Arkadenbilder zur bayerischen Geschichte sollten den Patriotismus anregen, die Fresken in der Ludwigs- und Bonifaziuskirche den religiösen Sinn. Auch die monumentale Kunst stellte er in den Dienst der Volkserziehung. Nichts ging bei ihm den schleppenden Alltagsgang, alles kennzeichnete den Schaffensdrang eines großen Mannes. Die Universität ward schon im Jahre 1826 von Landshut nach München verlegt und zwar zunächst in das ehemalige Jesuitengebäude an der Neuhauserstraße; der Wilhelminische Palast erschloß seine Räume für die wissenschaftlichen Sammlungen. Nach neuen Lehrkräften wurde gefahndet, und Berufungen verdienstvoller Gelehrter waren die Folge. Männer wie Baader, Görres, Thiersch, Möhler, Joseph Ignaz Döllinger, Ringseis, v. Lasaulx, Martius, Brentano, Schubert, Steinheil u. s. w. erhoben die Universität zu neuen Leistungen und boten eine Fülle mannigfacher Arbeiten, die noch heute ihren Wert behaupten. München sollte ein Zusammenfluß geistiger Elemente, die Religion die Grundlage des Studentenlebens sein, aber die „Bigotten, Obskuranten und Kopfhänger“ verschmähte der lebensfrische Monarch.

Unter seinen Gedichten finden sich auch folgende Distichen, die gewiß vielen aus der Seele gesprochen sind:

„Wie? Gymnasium nennen die jetzigen Menschen die Stätte;
Wo die Jugend versitzt! ach wo der Körper verdirbt!
Den Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name;
Bei den Hellenen war That, aber wir reden davon."

* *
*

Die Persönlichkeit Ludwigs I. muß man mit dem wenn auch etwas abgenützten Worte „interessant" bezeichnen. Schön soll er in seiner Jugend gewesen sein, als ich ihn sah, war er es nicht mehr, aber der gescheite Ausdruck seines scharfgeschnittenen Gesichtes war anziehend und seine graublauen Augen hatten etwas Umfassendes, Wahres im Blick. Seine mittelgroße Gestalt war regelmäßig, im Alter etwas nach vorn gebeugt. Sein lebhafter Gang, sein plötzliches Stehenbleiben schienen nie mechanisch zu sein, sondern immer in Verbindung mit einem Gedanken, der ihn gerade beschäftigte. Die verschiedensten Dinge gaben dazu Anlaß: ein Bauwerk, ein Gemälde, eine Physiognomie, ein Schleier. Einen Schleier vor dem Gesichte einer Dame konnte er nämlich nicht leiden, und die Münchnerinnen wußten dies so genau, daß alte und junge den Hutschleier in die Höhe rissen, sobald sie nur den König von weitem kommen sahen. Außerdem mußten sie eine Rüge von ihm gewärtigen, „wegen Etiquettemangel". Wurde diese auch meist nur scherzhaft erteilt, so vermied man sie dennoch, da Ludwig I. so laut sprach, daß das eben anwesende Publikum alles hörte und dann seine Randglossen über die Betreffende machte. Und wenn auch allein, ging der König doch nicht allein, denn in angemessener Entfernung folgten ihm stets einige Neugierige; sie blieben wie auf Kommando stehen, wenn der König mit einem ehrerbietig Grüßenden sprach, der des Weges gekommen. Da hallte dann weithin eine schwungvolle Idee, die aber hastig, stoßweise hervorgebracht wurde. Bisweilen spann sich die Unterredung länger fort, dann bildeten die stummen Begleiter einen Kreis um Ludwig I.; auch ich stand, wenn möglich, in einer solchen Corona, denn es war ein lehrreiches Vergnügen, zuzuhören, wenn der König, was oftmals

geschah, mit seinen Lieblingsarchitekten Klenze und Gärtner vor einer seiner Kunstschöpfungen stand und sein Urteil abgab, bald über das Ganze bald über Einzelnheiten.

Einmal hörte ich den König mit meinem Vater im englischen Garten über den Monopteros in so sinniger Weise sprechen, daß ich wie aufgerüttelt davon, den kleinen Tempel, an dem ich wohl über hundertmal gleichgültig vorübergegangen war, eigentlich nun erst recht betrachtete.

Sein eigentliches Denken und Empfinden legte der König am offensten in seinen Gedichten nieder, und der Inhalt entschädigt für manche holperige, harte Ausdrucksweise.

Die klassische Bildung der damaligen Zeit war Ludwig I. so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sich zur Einkleidung seiner poetischen Gefühle fast ausschließlich klassischer Versmaße bediente. Vorwiegend treten deshalb das Distichon und der Jambus auf.

Vielfach überschüttet mit Lob, von den Dichtern Rückert, Öhlenschläger, Münch-Bellinghausen gefeiert, sagt Ludwig I. in seinem Distichon: „An mich."

„Daß dich nicht täusche das reichliche Lob; denn was du gedichtet,
„Ungepriesen blieb's, säßest du nicht auf dem Thron."

Doch das wäre eine Ungerechtigkeit gegen den König. Denn viele seiner Gedichte haben einen bleibenden Wert. Wer Ludwig I. und seine Zeit verstehen will, muß seine Gedichte lesen und beherzigen.

Die oft getadelten Schwärmereien Ludwigs I. für diese und jene Schönheit, die ihn auch zur Anlage der herrlichen „Schönheitsgallerie" in der Residenz veranlaßten, haben der Liebe zu seiner Gemahlin keinen Eintrag gethan. Er bezeichnet sie als das „Ideal des Weibes" und sich offen aussprechend, preist er ihre edle Milde im Vergleich zu dem abfälligen Urteil der Welt über seine bewegte Herzensgeschichte:

„Du verkennst mich nicht, obgleich mich die Menge verkennet,
Unerreichbares Weib, trefflichstes, welches gelebt!
Wird der Wipfel der Eiche vom Wind' auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest, ewig die Liebe für dich!"

Und die schöne liebenswürdige Königin Therese war auch stets heiteren Sinnes. Ein Seelenspiegel ihres Lebens sind folgende Verse:

„Gleich eines klaren Baches sanftem Fließen,
Der frühlingslieblich, reizend schön umwunden,
Sich froh bewegt durch blumenvolle Wiesen:

So ist die heitre Folge deiner Stunden
Die sich in Seelenfrieden mild ergießen,
Durch dein Gefühl dem Himmel schon verbunden."

Gemütvoll schreibt der König „Meiner Frau am Tage unserer silbernen Hochzeit in München":

„Lieb dich mehr, als ich dich damals liebte,
Reizender erscheinest du mir heut':
Ob ich gleich dich öfters selbst betrübte
Hätt' ich keine lieber doch gefreyt.

Dichter es so schlimm nicht wirklich meinen,
Leicht erregt, wie ein poet'scher Sinn,
Mocht' ich And're liebend auch erscheinen,
Bist du dennoch tief im Herzen drin."

Er schickt ihr an ihrem fünfzigsten Geburtstage eine Rose mit den Versen:

„Immer noch blühende Rose empfange die schnell verblüh'nde!
Darin doch gleichet sie dir, daß auch sie dornenlos ist."

Der innigen Neigung zu seinen Kindern gibt er vielfach Ausdruck, auch seiner Schwester, der Kaiserin von Österreich, widmet er Verse und seiner Pflegerin in der Kindheit, der in Mannheim 1837 verstorbenen Hofratsgattin Weyland, der er voll Dankbarkeit einen Grabstein gesetzt hat.

War der König recht guter Laune, so sprach er mit Vertrauten den Aschaffenburger Dialekt. Er liebte seine Stadt am Main, in der er manches Jahr verlebt, ihre milde Luft, ihre Hügel, ihre Wälder und Weinberge.

„In der hiesigen Mundart habe zuerst ich gesprochen,
Ist sie die schönste gleich nicht, mir die erfreulichste doch,"

sagt er in dem Gedichte „An Aschaffenburg". Noch befinden sich dort Überreste einer römischen Ansiedlung. Die Idee ein römisches

Haus, wie es innen und außen war, wieder in Aschaffenburg erstehen zu lassen, schwebte ihm in früher Jugend vor. Bei seinen Ausgrabungen in Pompeji reifte der Gedanke und wurde verwirklicht durch das von Friedrich von Gärtner herrlich aufgeführte „Pompejanum“.

In den Kreis von Ludwigs Staatsgeschäften, Regierungssorgen, wissenschaftlichen und künstlerischen Aufgaben waren geistliche und weltliche Feste eingeschlossen. Mit gleicher Liebe unterzog sich der Monarch den Kirchenzeremonien der düsteren Charwoche und des Gräberbesuches auf Allerheiligen, wie der feierlich prangenden Fronleichnamsprozession oder dem glänzenden Georgiritterfeste. Bedeutend infolge großer Beteiligung waren die Neujahrscouren. Bei den Hof- und Kammerbällen sah man den König stets in lebhafter Unterhaltung, und immer stand ihm das rechte Wort zu Gebote. Geistreichen Frauen gegenüber improvisierte er oft ein Gedicht, „die Poesie im eignen Herzen hegend.“ Ludwig I. zu Gefallen entstanden auch die weltberühmten Künstlerbälle, bei welchen ein früheres Jahrhundert mit Musik und lustigem Gepränge den von Leo von Klenze erbauten, mit Kaulbachs Fresken geschmückten Odeonssaal bezog. Sich selbst in die Vergangenheit zurückversetzend, sprach Ludwig mit den Männern und Frauen ihre damalige Sprache und tauschte Scherz um Scherz.

Schmetterten Trompeter „Heil unserm König Heil“ bei der Großhesseloher Kirchweih, jubelten auf dem Gras gelagerte Gäste von Nah und Fern, so war gewiß der König inmitte der Jauchzenden, Gruß und Willkomm entgegen nehmend. Und wenn bei dem „Oktoberfeste“ das Volk auf der Theresienwiese wogte, Gold-, Pelz-, Zipfel-, Schleier- und Riegelhauben, schwarze und bunte Kopftücher, Wollmützen, Spitzenkappen, Gebirgshüte und schwäbische Räder ein buntes Gemisch von Kopfbedeckungen bildeten, wenn weithinhallende Hochrufe die Luft erschütterten, so kontrastierte in starrer Hoheit über die Baumwipfel des nahen Wäldchens emporragend, Schwanthalers in den Jahren 1838—1845 modelliertes, von Ferdinand von Miller gegossenes Wunderwerk, die Bavaria. Sie ist

schön und naturwüchsig wie eine germanische Heldengestalt aus Tacitus' Zeit, und von prophetischer Vorbedeutung war der Siegeskranz, den sie emporhält.

Ein Konzert der musikalischen Akademie ließ Ludwig in jungen Jahren selten vorübergehen, ohne es durch seinen oder der königlichen Familie Besuch zu ehren. Die Königsfamilie, welche im Halbkreise dem Orchester zunächst saß, war der Magnet, der alle Augen auf sich zog. Waren dann unter des 1836 als Hofkapellmeister nach München berufenen Franz Lachner vorzüglicher Leitung, die Melodien einer Mozartischen oder Beethoven'schen Symphonie verrauscht, so sprachen Königin Therese und die mit Diamanten übersäte Herzogin von Leuchtenberg, die Prinzen und Prinzessinnen huldvoll mit den Damen und Herren ihrer Umgebung, der König aber machte die Runde im Saal. Da nickte er einer Künstlergruppe zu, unter welcher Wilhelm von Kaulbach mit seinem scharf geschnittenen schönen Kopfe auffiel, daneben der gedrungene, rotbackige Moritz von Schwind, zusammengesetzt aus Idealismus und realistischem Humor, ein Gegensatz zu dem bleichen hageren Schorn, dem Schöpfer der „Sündflut" und nachmaligem Lehrer der Koryphäen Karl und Ferdinand von Piloty. „Auch Cornelius", rief Ludwig, „und Adam, Neureuther, schön daß ihr alle da seid, bei meinen Künstlern gilt das schnöde Sprichwort nicht:

„Geld ist den Sterblichen das Allerköstlichste,
Und hat im menschlichen Verband die meiste Kraft!*)

Der König wandte sich zu einer Schaar von Gelehrten, begrüßte nach seiner Art mit einem klassischen Spruche seinen Leibarzt und kunstverständigen Begleiter auf seinen italienischen Reisen, Ringseis, den Philhellenen Friedrich Thiersch, auch meinen Vater Professor Franz von Kobell, der sich nicht nur auf die Terminologie und Physiographie des Steinreichs verstand, sondern auch manche Blume in dem Garten der Poesie pflückte. Der König gab dann auch gern

*) Eurip. Phönic.

eine seiner bekannten Anekdoten zum besten, so daß die Umstehenden hell auflachten, besonders der bekannte Komiker Saphir.

Plötzlich schritt der König nach einer andern Seite, und nun gab es breite und lange Männergesichter, je nachdem der König lobte oder tadelte. Und wie siegesahnend errötete eine festlich gekleidete Schöne, wenn sie der König huldvoll ansprach, denn schon sah sie sich in der Schönheitsgallerie durch Stielers Pinsel verewigt, wo ihre Reize die aller ihrer Genossinnen weit überbieten würden!

Eine gleiche Ebbe und Flut von Enttäuschung und Triumph fand in den „maskierten Akademien" statt, welche der Hof regelmäßig besuchte. Hier erfreute sich Ludwig an der Kinderwelt, die durch blond-, braun-, rot- und schwarzgelockte Knaben und Mädchen vertreten war. Welchen fürs Leben unauslöschlichen Eindruck machten auf sie die Majestäten, die ritterlichen edlen Prinzen, die entzückenden Prinzessinnen! Die Pantomime mit Columbine, Arlequin, Pierrot und Pantalon, eröffnete die Unterhaltung, und die spezifisch italienischen Typen waren damals jedem Kinde so geläufig wie das ABC.

* * *

Gassen und Gäßlein fand der Monarch wohl in München vor, da und dort auch einen Palast — aber nicht Eine breite, großstädtische Straße von imponierendem Äußern. Er faßte schon als Kronprinz die idyllische nordöstliche Ebene ins Auge, erwarb sie, entwarf den Plan zur Straße, und wies jeden seiner Getreuen an, in der Arbeit das Tüchtige mit dem Schönen zu verbinden. Einen Teil dieses Grundes bildete das Anwesen meiner Großeltern (Franz) Kobell. Dasselbe, vor dem Schwabingerthor gelegen, bestand in einem unregelmäßigen Viereck, dessen Südseite in die auch heute noch so genannte Galleriestraße endete. Die äußerste Nordspitze der Besitzung reichte bis zur jetzigen v. d. Tannstraße; von Osten nach Westen zog sich der Garten vom Wolfsgäßchen bis an den heutigen Palast des Prinzen Luitpold von Bayern. Im November 1816 verkauften Franz Kobell und seine Frau das Anwesen, Haus

und Garten, um 60.000 Gulden an den Kronprinzen Ludwig von Bayern zur Herstellung der Ludwigstraße, und erbauten im September 1817 das erste Haus an der neueröffneten Straße, jetzt Nr. 1, der Notenbank gehörig. Meine Großmutter erzählte mir selbst, König Ludwig I. habe ihrer Familie aus Anerkennung für die auch zu damaliger Zeit in hohem Grad opferwillige Überlassung des Terrains die Erhebung in den Freiherrn-, ja sogar Grafenstand angeboten. Aber sie sagte: ich bin eine einfache Frau, und es wäre mir nicht angestanden, wegen meines hergegebenen Gartens Baronin oder Gräfin zu werden.

Bald erhoben sich da, wo ehedem das Gras wuchs, die herrlichsten Gebäude, aus welchen die Ludwigskirche mit Cornelius-Fresken hervorragt, dann das im byzantinisch-florentinischen Stile errichtete Bibliothekgebäude, den Gelehrten zum Sporn und den Laien zum Vergnügen, denn leicht gelang es nun jedem, Bücher nach Nutz und Frommen zu erlangen. Ein charakteristisch edler Zug des Königs ist, daß er in seiner Straße ein Blindeninstitut gegründet. An das stattliche, mit Lern- und Spielsälen versehene Haus reiht sich ein herrlicher Garten. Versagte das Schicksal den blinden Kindern die Schönheit der Natur zu sehen, so sollten sie dieselbe doch so recht empfinden dürfen, nach Herzenslust die Frühlingsluft und Blütendüfte einatmen, und sich an dem Sommermärchen mit seinem Zirpen, Säuseln und Schwirren erquicken. Dem Klerikalseminar und dem Max Josephsstifte gegenüber dehnt sich die Universität aus. Kolossale Steinbrunnen sprudeln vor ihren Pforten. Die Feldherrnhalle mit Tillys und Wredes Standbildern ward von Gärtner nach Orcagna's Loggia dei Lanzi aufgeführt. Den Abschluß der schönen Straße bildet im Norden das dem Konstantinbogen frei nachgebildete Siegesthor, das Ludwig I. zu des Vaterlandes Ehre errichten ließ in Vorahnung der Heldenthaten, welche seine Bayern im Bunde mit Deutschland vollbringen würden.

Im Westen der Stadt erstand aus einer Verbindung von Begeisterung, von Sorge und Mühe, von gemeißelten Göttern und

Heroen die Glyptothek. Die guten Münchener zuckten zwar etwas albern die Achseln über diese durch Kunst und Altertum geheiligten Schätze, aber der Spruch „spät kommt ihr, doch ihr kommt“ gilt auch für deren Verständnis, denn allmählich begriffen sie wohl die in Griechenlands Blütezeit gefertigten Statuen, und manches Werk aus der Jetztzeit beweist, daß die edle Sinnesart des Königs in sein Volk übergegangen. Um den Künstlern würdige Vorbilder zu geben, hat der Monarch durch Leo von Klenze die „Alte Pinakothek“ erbauen lassen, die mit den Meisterwerken eines Raphael, Dürer, Rubens angefüllt ist. Einige Säle bergen herrliche Kupferstiche und Handzeichnungen. Und wie viel Tausende von Menschen aus aller Herren Länder wallen jährlich in die „Neue Pinakothek“, diese Ruhmeshalle der modernen Malerei.

Somit erreichen allenthalben die von dem König geschaffenen Kunstwerke den hohen Zweck, zu dem sie bestimmt wurden. Und nicht nur in Bayern, sondern weit darüber hinaus hat der Monarch Kunst und Gewerbe angeregt und gehoben; auch hat er verdienstvoll die Anschauungen über die Künstler, welche seit dem Mittelalter so häufig als Handwerker betrachtet wurden, gänzlich geändert und ihnen die Achtung verschafft, die ihnen in so hohem Maße gebührt.

Das symmetrische Gegenstück der Glyptothek ist das von Ziebland erbaute Kunstausstellungsgebäude. Am 6. April 1854 legte Ludwig I. den Grundstein zu den Propyläen. Der Marmor war aus dem bayerischen Untersberge gebrochen, die Blöcke metamorphosierten sich bald durch Klenze in dorische und jonische Säulen, in Turmwände und Giebelfelder, auf welchen Schwanthaler die Befreiung Griechenlands vom türkischen Joche plastisch darstellte. Die höhere Weihe gibt diesem vollendeten Königsplatze der Mond, wenn er die vornehmen Formen und edlen Linien dieser Bauten in sein hellglänzendes Licht hüllt.*) Da ergreift die erhabene Schön-

*) Beim Mondschein ist auch glücklicherweise der später neben dem südlichen Turme angebrachte Kamin aus schwarzem Eisenblech, der gegen

heit jeden, der nicht stumpf oder lahm in der Seele ist. Und für alle Zeiten ist diese Stätte vor der schnöden Spekulation geschützt, denn der Monarch umgab sie mit einem Hain, der für immer der Kunst geweiht, nimmermehr der prosaischen Art eines Baumeisters zum Opfer fallen wird. Anschließend an die Rückseite des Kunstausstellungstempels liegt das Kloster der Benediktiner, welchen Ludwig I. die Basilika errichtete. Heinrich Heß wurde mit der malerischen Ausschmückung derselben betraut. Er sollte des deutschen Apostels Winfried, dessen Name Gregor II. bei der Bischofsweihe 723 in Bonifazius geändert hat, Leben und Sterben darstellen und alsbald dem Könige die Skizzen unterbreiten. Unbekannt mit den Einzelheiten der Legende wandte er sich an den gelehrten und stets hilfsbereiten Ignaz von Döllinger, der ihm sogleich die Thaten des berühmten Märtyrers entrollte. Der König würdigte die gedankenvolle Komposition und die Pracht, welche Heß in den bildlichen Schmuck der Basilika legte. Mit dem gleichen Interesse hatte Ludwig die architektonische Gesamtwirkung der Allerheiligenkirche gefördert und bewundert, sowie die malerischen Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente auf schimmernden Goldgrund. Byzantinische Typen, in welchen sich je das eigenartige Talent der Maler Heinrich Heß, Schraudolph und Max Seitz kundgibt.

Auch die Toten ehrte der große Mäcenas durch die Kunst, indem er neben dem alten Friedhof einen neuen mit mittelalterlich lombardischem Bogengange anlegen ließ.

Und wie viel Standbilder großer Männer weist München seit Ludwigs Regierung auf. Aus allen Zeiten, aus allen Fächern, aus allen Systemen. Nirgends Einseitigkeit oder Kleinlichkeit, aber in seinen Anordnungen leuchtet zumeist das geistig Ideale durch. Die Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian I. bekundet Thorwaldsens Genius. Sie zählt nebst der Statue des Königs Max Joseph von Rauch zu den bedeutendsten Erzarbeiten Münchens.

---

den Kunstsinn verstößt, weniger sichtbar. Warum hat man hier nicht auch wie an der ehrwürdigen Seitenkapelle der griechischen Kirche wenigstens einen gemauerten Rauchfang aufgebaut?

In den Kaisersälen der Residenz setzte der König Karl dem Großen, Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg durch Schwind, Schnorr und Schwanthaler Monumente. Ferdinand von Miller vergoldete im Feuer, mit Lebensgefahr wegen der sich entwickelnden Quecksilberdämpfe, die hehren Broncestatuen wittelsbachischer Fürsten, welchen der König den Thronsaal anwies. Auch das urdeutsche Epos der Nibelungen wurde von Schnorr in lebendigen, thatkräftigen Gestalten im Erdgeschoß der neuen Residenz wiedergegeben und der täglichen Besichtigung jedermanns freigestellt; der Monarch wollte den im deutschen Volke so gesunkenen Nationalsinn zu neuem Leben erwecken helfen.

In den Zimmern der Königin und in den anstoßenden Gemächern versinnbildlichten auf Ludwigs I. Wunsch Maler und Bildhauer Anakreons sprühende Heiterkeit, sowie das leid- und freudvolle Lied Walthers von der Vogelweide, die Gedichte von Bürger, Klopstock, Wieland, Schiller und Goethe. Und im Wechsel mit den ergreifenden Gestalten aus Aeschylus' und Sophokles' Tragödien treten im Wandschmucke Aristophanes' komische Figuren auf, Venus durchlebt ihre Liebesgeschichte, Nymphen und Faune, Hirten und Schäferinnen kosen, und bald da bald dort erscheint der kleine beschwingte Eros. Voll warmer Empfindung erläuterte der König in Distichen Rottmanns farbenprächtige Wandmalereien in den Arkaden des Hofgartens.

Dem Andenken verdienter Bayern widmete er die Ruhmeshalle an der Theresienwiese, zu der er am 12. Oktober 1843 den Grundstein gelegt. Im gleichen Jahre wurde der zur Wohnung des Kronprinzen bestimmte Wittelsbacher Palast erbaut, und zwar auf besonderen Wunsch des Kronprinzen Maximilian im gotischen Stil, womit Ludwig I. nicht einverstanden war. Er schrieb darüber an Martin Wagner: „Im Spitzbogenstil ist der Palast, der aber weder des Baumeisters, des verstorbenen Gärtner, Wahl, noch meine war, sondern nach dem Wunsche meines ältesten Sohnes, für den ich ihn bestimmt, im Äußern und Innern angeordnet und durchgeführt wurde; für Kirchen finde ich ihn geeignet, nicht für uns."

Auch sei der im Jahre 1861 vollendeten herrlichen Wiederherstellung des Kaiserdoms von Speier gedacht, wodurch der König zugleich seiner Frömmigkeit und seinem historischen Sinne ein Denkmal setzte.

Mit überaus bescheidenen Summen*) gelang es dem großen König, das Wort glänzend einzulösen, das er schon als Kronprinz ausgesprochen hatte: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen wird, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat." Wie oft ist der König zu seinen Lebzeiten angefochten worden wegen der Summen, die er für den Schmuck seiner Hauptstadt aufwandte. Heute bezweifelt kein Mensch, daß niemals ein Kapital besser angewandt war als dieses. Dem König dankt die Stadt München ihr großartiges Aufblühen, danken Unzählige geistige Anregung und materielles Gedeihen.

---

*) Eine verläßige Zusammenstellung der Summen, welche König Ludwig I. von seiner Thronbesteigung bis zu seinem Rücktritt für seine Kunstschöpfungen aufgewendet hat — ich entnehme sie einer Mitteilung, die kürzlich durch die öffentlichen Blätter ging, — ergibt folgendes Resultat: 1. Glyptothek (Bau) 109,589 fl., für Malerei und Skulpturen 195,126 fl.; 2. Walhalla (Bau) 1,832,385 fl., für Skulpturen 330,557 fl.; 3. Königsbau (Bau) 1,832,863 fl., für Möbel 331,565 fl.; 4. Festsaalbau (Bau) 468,176 fl., für Malereien 256,465 fl., für Möbel 280,000 fl.; 5. Allerheiligen-Hofkirche 437,392 fl., für Einrichtung 44,107 fl.; 6. Glasmalerei (Auer Kirche, Kölner Dom, Regensburger Dom) 333,551 fl.; 7. Bonifaziuskirche (bis zur Abdankung) 697,676 fl.; 8. Kunstausstellungsgebäude 682,578 fl.; 9. Isarthor 25,856 fl.; 10. Hofgartenarkaden 71,920 fl.; 11. äußerer Hofgarten 21,877 fl.; 12. Feldherrnhalle 245,738 fl.; 13. Monopteros 42,000 fl.; 14. Ruhmeshalle (bis zur Abdankung) 348,428 fl.; 15. zwei Brunnen, bei der Universität 174,434 fl.; 16. Bavaria nebst Skulpturen (bis zur Abdankung) 294,709 fl.; 17. Pompejanisches Haus in Aschaffenburg (bis zur Abdankung) 155,635 fl.; 18. Siegesthor (bis zur Abdankung 205,732 fl.; 19. Befreiungshalle zu Kelheim (bis zur Abdankung) 637,937 fl.; 20. Neue Pinakothek (bis zur Abdankung) 109,576 fl.; 21. Dom zu Speier 76,011 fl.; 22. Villa bei Edenkoben (Ludwigshöhe) 154,384 fl.; 23. Landhaus bei Schwabing (jetzt Palais des Prinzen Leopold) 83,155 fl.; 24. Denkmal Max Joseph I. 64,454 fl.; 25. Obelisk 99,721 fl., in Summa 10,643,597 fl. oder 18,094,000 Mark.

Zweites Kapitel.

Bayern und Griechenland.

Ludwig I. war noch Kronprinz, als der griechische Aufstand Teilnahme und Begeisterung unter den europäischen Völkern entzündete. Philhellenenvereine unterstützten durch Gold und Waffen die Griechen. Die Gestalten des Leonidas, Miltiades und Epaminondas schienen wieder zum Leben erweckt zu sein. Der württembergische General Normann zog mit Schaaren fremder Philhellenen zum Kampf aus, Lord Byron gab Gut und Blut für die Sache Griechenlands. Wilhelm Müller dichtete seine Griechenlieder, der alte Homerübersetzer Voß spendete „als einen kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas erhaltene Bildung von seiner Armut tausend Gulden", der Münchener Philologe Friedrich Thiersch entfaltete eine rege Thätigkeit für die Sache der Griechen. Ludwig I. hielt als König, was er als Kronprinz versprochen. Er spendete ansehnliche Summen aus seiner Privatkasse, trat mit Philhellenen, wie dem Genfer Eynard, in Korrespondenz, um die griechische Sache zu fördern. Er sandte General Heydeck mit vielen Subalternoffizieren nach Griechenland, um an der Seite der Griechen zu kämpfen, ließ junge Hellenen im Münchener Kadettenkorps erziehen und willigte nach der endgültigen Entscheidung der Großmächte vom 7. Mai 1832 ein, seinen zweitgeborenen Sohn, Prinz Otto, als Regent nach Griechenland zu entsenden. Damals richtete

der König, begeistert für die Befreiung Griechenlands, die Worte an Homer, dessen Büste sein Arbeitszimmer zu München schmückte:

„Freue dich, alter Homer, denn frei ist wieder dein Hellas;
Nicht mehr liest der Sklav', einzig der Freie dich nur."

Wegen des Prinzen Otto Minderjährigkeit hatte König Ludwig eine Regentschaft eingesetzt, die aus Graf Armansperg, General Heydeck, den Staatsräten Ludwig Maurer und Abel bestand. Griechenland war nach dem zehnjährigen Verzweiflungskampf, den es gegen die Türkei geführt hatte, ein Trümmerfeld geworden, aus dem einen Staat zu schaffen, eine Herkulesaufgabe war. Hatte überdies zum Glück für die Sache der Griechen das Abendland bis jetzt nur für die Lichtseiten der griechischen Erhebung, die stolzen Thaten der griechischen Helden, nicht aber für die das griechische Volk spaltende Parteisucht ein Auge gehabt, so zeigte sich nun der griechische Boden bald heißer, als man es erwartet. Uneinigkeit zwischen den Griechen selbst und Uneinigkeit zwischen den Regentschaftsmitgliedern, Intriguen und die Forderung des russischen wie des englischen Kabinetts, Maurer und Abel abzuberufen, bewogen König Ludwig, statt dieser Staatsrat Ägid von Kobell und Staatsrat Greiner als Regentschaftsmitglieder nach Griechenland abzuordnen. Mein Vater, Professor Franz von Kobell, entschloß sich, seinen Schwiegervater auf der Reise dahin zu begleiten.

Obgleich ich bei dem Abschiede noch ein kleines Kind war, ist er mir doch im Gedächtnis geblieben. Die Eltern, meine Schwester und ich waren nebst der Familie Schlichtegroll bei dem Großvater Ägid von Kobell zu Besuch in seinem Landhause in Egern. Schon Tage vor der Abreise fanden Abschiedsfeste statt. Freunde waren in so großer Anzahl herbeigeeilt, daß am 12. Juli 1834 morgens 9 Uhr der Garten dicht gefüllt war von Damen und Herren, welche Blumensträuße hielten, den Scheidenden die Hände drückten, sie umarmten und ihnen unter Thränen Heil und Segen zur Reise wünschten. Die Mutter hatte mich auf den Arm genommen und weinte bei der Umarmung meines Vaters, selbstverständlich weinte ich auch. Ein Diener und eine Haushälterin waren zur Begleitung

bestimmt. Da der erstere, der auf dem Bocke saß, mit dem Hofhund um die Wette heulte, machte der Kutscher der gefühlvollen Szene mit einem Peitschenhiebe ein Ende und der stattliche vierspännige Reisewagen, überladen mit Glückwünschen, mit Blumen, mit Schachteln und Koffern, rollte davon.

Mein Vater hat ein Tagebuch über die Reise nach Griechenland und seinen dortigen Aufenthalt, der ein halbes Jahr dauerte, hinterlassen, aus welchem ich bereits in den früher zitierten Erinnerungen an denselben Einiges mitgeteilt habe. Das geologisch-wissenschaftliche Interesse waltet darin vor, während es auf die Politik weniger eingeht. Auch in seinen Gedichten „Erinnerungen aus Griechenland" hat er viel von dem, was er gesehen, erfahren und empfunden, niedergelegt. Das Lied „Vom Schiffe Heptanisos" bekundet sein Heimweh, das „Von Patras" beklagt, daß die moderne Nüchternheit in Gestalt eines Wächters, Apollo und die Musen verscheucht. In „Salamis" führt ihn seine Phantasie inmitte der klassischen Seeschlacht — und in „Korinth" läßt sie die einstige hehre Glanzstadt wieder erstehen, in „Ägina" hebt er aus alten Überresten die dort vergrabenen Schätze der Poesie. Ergreifend erzählt er von Mauromichalis, an dem das Schicksal seine Tücke geübt, wie er, gebeugt von Schmerz und Alter, den letzten Blick von seinem sterbenden Sohn auf dem Richtplatze auffängt und ihm den Segen erteilt. Seinem Heimweh nach Bayern gibt er in dem Gedichte „Der Nußhecher" Ausdruck. Sonnig war sonst die Laune meines Vaters, aber in dem sonnigen Griechenland war er trüb gestimmt. Er sah weiter als die Philhellenen, die nur Begeisterung für das griechische Volk hatten und Dankbarkeit erwarteten.

Mein Großvater Ägid von Kobell aber liebte die Neuhellenen und sie liebten ihn. In Griechenland lag das Feld seiner Wirksamkeit und seiner Ehre. Das Vertrauen, das König Ludwig in ihn setzte, spornte ihn zu freudiger Pflichterfüllung an. Er erhielt von dem König folgende Zeilen:

„Ihnen, werther Kobell, meiner innigen Freude lebendigen Ausdruck für Ihr Wirken! An meinen Sohn meinen Jubel, daß Er

Athen bald beziehet, über dessen Annahme von Klenzens Vorschlägen; daß die Ausführung entspreche, sie getreu erfolge, das lege ich Ihnen ans Herz. Möge Gott Ihr Bemühen segnen, meinem geliebten Sohn die Kraft verleihen, Sich bald entschließen zu können! Mit diesen Gesinnungen des Kobell recht gewogener Ludwig.

Rom, 16. Oktober 1834."

Ägid von Kobell bemühte sich erfolgreich dafür, daß Athen zur Residenz des Landes erhoben wurde, wofür ihm die Stadt Athen eine Adresse widmete. Darin heißt es u. a.: „Es ist von dem Rate und der Gemeinde der Athenienser für gut befunden worden, Herrn Ägid von Kobell aus Bayern das Ehrenbürgerrecht zu geben, ihm Zutritt zu allen Ratsversammlungen der Athenienser zu gestatten, und ihn dabei frei von allen Stadtlasten zu stellen. Nach gleicher Weise unserer Vorfahren uns benehmend, werden wir dadurch zu erkennen geben, daß, obwohl wir in allen anderen Eigenschaften ihnen nicht ähnlich sind, doch was die Dankbarkeit an Wohlthäter und die Erwiderung nach Kräften anbelangt, wir ihnen keineswegs nachstehen. Athen, im Jahre der Theogonie 1834."*)

Auch die Primaten, Militärs und übrigen Bewohner der Stadt, der Flecken, Dörfer und Ortschaften der Exarchie Libadia ernannten meinen Großvater Ägid von Kobell, aus Verehrung und Hochachtung, in gemeinschaftlicher Übereinstimmung, zum Gemeindemitgliede und Bürger der Stadt Libadia (27. April 1835). Über 200 Unterschriften sind der Urkunde beigefügt.

Am 4. Mai 1835 fand das großartige Trauerfest statt für den Helden Karaïskaki und für die mit ihm gefallenen 3000 Getreuen. Zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß zogen die Einwohner Athens nach dem 1½ Stunden entfernten Monumente. Die ganze Garnison bildete Spalier. Der König, die Regentschaftsmitglieder, das diplomatische Korps waren im großen Prunke erschienen. Die sechs Trauerwagen mit den Gebeinen der Gefallenen stellten sich vor dem Monumente auf, die Geistlichen begannen zu beten und

---

*) Aus dem Nachlasse Ägids von Kobell.

zu singen. Dann hielten der Minister des Auswärtigen Rizo, und der Kapitän Spiro Milio je eine Rede in griechischer Sprache. Die Überreste Karaïskaki's wurden in einer mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen Truhe vor das Monument gestellt, um in eine vergitterte Vertiefung hinab gelassen zu werden, während die seiner 3000 Genossen in eine Marmorgruft gesenkt wurden. Der König verließ nebst den Regentschaftsmitgliedern seine Tribüne, stellte sich vor das Monument und nahm während seiner in griechischer Sprache gehaltenen Rede das große Ordensband von seiner Schulter und legte es als Ehrenzeichen auf Karaïskakis Leiche. Dann wandte er sich gegen die zwei Töchter des Gefallenen und ließ der jüngeren, der Braut Notaras, eine Schenkungsurkunde von 500 Stremmen Landes und 6000 Drachmen durch den Finanzminister vorlesen. Da machte sich die Rührung über des Königs Handlungsweise, die den Verteidiger Griechenlands derart ehrte, durch tausendstimmige Hochrufe Luft. Der weithin hallende Begeisterungsschrei „Zito Basileus“ brach mit doppelter Macht hervor, als der König zur zeremoniellen Versenkung der 3000 Leichen schritt. Unter Kanonensalven und unter einem heißblütigen Enthusiasmus endete das Trauerfest.

Am 1. Juni 1835 wurde König Otto volljährig, womit die Regentschaft ihr Ende erreichte. Am 13. Mai erhielt Ägid von Kobell den Befehl, dessenungeachtet in Griechenland zu verbleiben.

„Nachdem Wir es für das Interesse des Staates und Unseres Königlichen Hauses als notwendig erachten“, hieß es in dem Schreiben, „daß unser Staatsrat von Kobell auch nach dem 1. Juni dieses Jahres, allenfalls noch einige Monate, in Athen verweile, und daselbst der Vollziehung der ihm von Uns besonders zugewiesenen Aufträge obliege, so finden wir uns bewogen, demselben zu diesem Behufe hiemit die Allerhöchste Bewilligung zu einem längeren Aufenthalte in Athen, auf die Dauer der Monate Juli, August und September dieses Jahres zu erteilen. München, den 13. Mai 1835.

Ludwig.

Freiherr von Gise.“

In den Briefen, die mein Großvater aus Athen schrieb, spielt, zumal in der ersten Zeit, die Familie Armansperg eine große Rolle. Die vier schönen Töchter des Grafen ritten, so erzählt er, Amazonen gleich an der Seite ihres Vaters durch Attikas Gefilde. Und der Anblick ihrer Erscheinung riß oft die Griechen, die des Weges kamen, zu lauter Bewunderung hin. — Wer hätte gedacht, daß diese blühenden liebreizenden Frauengestalten mit Ausnahme einer einzigen, alle frühzeitig ins Grab sinken sollten! Nur eine erreichte ein höheres Alter, die drittgeborene, Karoline, welche später Julius Fröbel heiratete. Die älteste, Sophie, ward die Gattin des Fürsten Cantacuzenos und starb früh; von dem tragischen Ende der Louise Armansperg werde ich noch berichten. Die jüngste der Schwestern, Marie, wurde nach ihrer Rückkehr aus Griechenland meine Freundin. Wenn sie am Klavier sang, glich sie einer heiligen Cäcilie, und oft habe ich bedauert, daß nicht der Pinsel eines Rafael sie verewigt hat. Als Gattin des Baron Julius von Eichthal starb auch sie eines frühen Todes.

Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit und zu der von Ägid von Kobells Wirksamkeit ist folgendes Schreiben:

„Die heilige Synode des Königreichs erfüllt eine angenehme Pflicht, indem sie sich die Ehre gibt, ihre lebhaften, aufrichtigen Gefühle gegen Eure Exzellenz in dem Augenblicke auszudrücken, da dieselbe im Begriffe steht, die Ihnen bis jetzt anvertraute Macht in die Hände Seiner Majestät niederzulegen.

„Wenn während jener traurigen Epoche, da die unerklärliche Politik eines Teiles derjenigen, denen die oberste Leitung des Staates oblag, ganz nahe daran war, dieses Land von neuem in den Abgrund des Unglücks zu stürzen, von welchem die glückbringende Ankunft des Königs dasselbe errettet, das Erscheinen Ew. Exzellenz in Griechenland allgemein als eine heilbringende Sendung angesehen wurde, so hat das Benehmen, das Ew. Exzellenz während der ganzen Dauer der Regentschaft befolgte, den Erwartungen, welche Ihre sehr ehrenwerte Person bei der Nation erregt hatte, in noch höherem Grade entsprochen. Die Regierung eines aus einem verheerenden Kriege

kaum heraustretenden, in verschiedene Parteien geteilten Volkes ist ein schwieriges Unternehmen, allein die aufrichtige Liebe zu Griechenland, das Wohlwollen gegen alle Klassen der Nation, das Ew. Exzellenz bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt, sowie die Mäßigung, die Vorsicht und Festigkeit, das Zusammenwirken mit dem hochverehrten Präsidenten der Regentschaft, Graf von Armansperg, haben die vorteilhaftesten Wirkungen hervorgebracht, die noch fühlbarer geworden wären, wenn unglücklicherweise andere an der höchsten Regierung gleichfalls Teilnehmende sich nicht vorgesetzt hätten, in vielen Dingen einen verschiedenen Weg zu gehen. Die Gesinnung der Nation hat sich in dieser Hinsicht längst ausgesprochen. Die Griechen erkennen voll Dankbarkeit Euer Exzellenz Bemühung für die Wiedergeburt und das Emporblühen Griechenlands.

„Die Religion ist die festeste Grundlage des politischen Bestandes und der Glückseligkeit der Völker. Es hat daher der gesammte griechische Klerus mit großer Zufriedenheit die Achtung gesehen, welche Ew. Exzellenz gegen die morgenländische, orthodoxe Kirche des Königreiches bewiesen hat, sowie man mit Erkenntlichkeit den Eifer bemerkt hat, mit welchem Ew. Exzellenz bemüht war, die äußere Ordnung und den ehemaligen Glanz wieder herzustellen.

„Die heilige Synode ist vollkommen überzeugt, daß sie durch den Ausdruck des Dankes und der Hochachtung gegen Ew. Excellenz auch der Dolmetsch derselben Gefühle aller ihrer Mitbürger wird, welche in Griechenland stets unwandelbar aufbewahrt sein werden.

Die Mitglieder der heiligen Synode:

Kyrillos, Erzbischof von Corinth. Païsios, Erzbischof von Böotien.
Neophytos, Bischof von Athen. Kyrillos, Erzbischof von Argolio.
Jonas, Bischof von Elis.

Der Sekretär der Synode Theokletos Pharmakides.“

Einem Pamphlete gegen Ägid von Kobell und gegen den Grafen Armansperg nahm König Ludwig I. den Stachel, da er hierüber an den Grafen von Jenison, dem bayerischen Gesandten am griechischen Hofe schrieb: „Kobell meinen Dank für seine Briefe, und daß ich das Gefühl teile, bewußte gegen ihn und Grafen Ar-

mansperg gerichtete Schmähschrift schändlich zu finden. Ludwig. München, den 24. April 1835".

Im Sommer 1835 machte mein Großvater eine Erholungsreise durch den griechischen Archipelagos nach Konstantinopel. Am 8. Juni schiffte er sich auf der englischen Fregatte „Portland" unter dem Schiffskapitän Price im Piräus mit mehreren befreundeten Herren und einem Dolmetscher ein. Tags darauf landete die Reisegesellschaft in dem Hafen von Syra. Ihre Ankunft ward kaum bekannt, so war der Salon des Kapitäns überfüllt von Geistlichen, darunter zwei Bischöfen, von Magistratsmitgliedern, von Kaufherren, von dem Gensdarmeriekorps, welche Kobell ihren Willkomm darbrachten und ihm alle möglichen Ehrenbezeugungen, die Besichtigung der Kirchen, Ausfahrten, Diner, Ball u. s. w. ankündigten. Die Schulen, die Ägid von Kobell besuchte, waren nach Lancasters System eingerichtet, die Kirchen enthielten manch wertvolles Bild, der Ball war eine Auslese weiblicher Schönheiten. Bei der Abfahrt übersandte die Stadt an Kobell ein Kalb, 500 Orangen, 500 Zitronen, Körbe von anderem Obst, von Gemüsen und Salat.

In Tenos, wo zunächst die Anker geworfen wurden, war der gleiche Empfang wie in Syra. Herren und Damen überboten sich an Höflichkeit, und in großer Gesellschaft besuchte Kobell eine „Wunderkirche" und Gärten, in welchen die Natur ihre Wunder wirkte.

In den menschenleeren Inseln Groß- und Klein-Delos besichtigten sie die merkwürdigen Ruinen der Tempel, Paläste und Bäder, und Tags darauf sahen sie die englische Flotte mit dem Admiralschiff ihrer Fregatte gegenüber. Der Admiral fuhr in einer Barke zu meinem Großvater, um ihn zu begrüßen.

In Naxos fand gleichfalls der festlichste Empfang statt. Umringt von schwarzäugigen Bewohnern und Bewohnerinnen, besah die bewillkommnete Gesellschaft das „Bad der Ariadne" und den Überrest eines Dionysos-Tempels. In einem „nahen" Garten sollte diniert werden. Allein die Nähe erwies sich als eine Entfernung von 2 zu Pferd zurückzulegenden Stunden, wobei eine

niederdrückende Hitze herrschte. Dann glaubten die Ermüdeten allerdings im Paradies angelangt zu sein, und da kein Verbot bezüglich irgend einer Frucht bestand, so pflückten sie nach Herzenslust von diesem und jenem Baum. Unter einer Allee von Feigen- und Orangenbäumen ward die Tafel für die Gäste gedeckt, feuriger Naxer Dionysos-Wein wurde kredenzt, lukullische Speisen aufgetragen, verbindliche und fröhliche Trinksprüche auf König Otto, auf Kobell, Armansperg und auf den Kapitän Price ausgebracht. Nach Tische erklang eine Dorfmusik und bildschöne Burschen und Mädchen aus einem nahegelegenen Weiler führten ihre Nationaltänze auf.

Der mehrstündige Ritt zu den Barken wog das Vergnügen auf, aber bei dem an Bord der Fregatte stattfindenden Souper, zu welchem die Eparchen und Demogeronten geladen waren, floß Claret und Portwein und fachte alle Lebensgeister wieder an.

Vor Paros und Antiparos blieb die Gesellschaft auf den Wunsch des Kapitäns vor Anker, „pour prendre l'eau", da das dortige Trinkwasser geschätzt war. Dann bewunderte sie die Krystallgrotte von Antiparos.

Seltsamer Weise besteht die Sage, die Familie Kobell stamme aus der Türkei, und in diesem Sinne schrieb der Großvater: „Ich freue mich, den schon in frühester Jugend gefaßten Vorsatz ausführen zu können, Konstantinopel, den Wohnort meiner Voreltern besuchen zu dürfen." Aber die familiengeschichtliche Forschung, die er nach seiner im Juli erfolgten Ankunft in Konstantinopel unternahm, hatte kein weiteres Ergebnis, und so halte ich mich an unseren mutmaßlichen Ahnherrn, den biederen Holzschneider, Kupferstecher und Buchdrucken Köbel, der im 16. Jahrhundert in Frankfurt lebte, und u. a. prächtige Landsknechte in Kupfer stach. Wenn auch keine Ausbeute für die Familiengeschichte, so ergab der Aufenthalt in Konstantinopel doch einige anziehende Schilderungen. So schreibt Ägid von Kobell gleich nach seiner Ankunft: „Am Freitag, dem türkischen Sonntag, bewegten sich im Schritte 8—9000 geputzte Menschen auf der allgemeinen Promenade zu Fuß oder zu Wagen. Die letzteren sind vergoldet und mit je zwei Ochsen bespannt. Die

darin sitzenden Damen sehen wie die Gespenster in der Oper „Robert der Teufel“ aus, sie sind in weiße Gewänder gehüllt, das verbundene Gesicht läßt nur die Augen frei, die sehr schön hervorblitzen. Vier solche Halbgeister fahren in einem Wagen. Kein Mann darf sich ihnen nähern; wollen sie ausruhen, so lagern sie sich auf einer in der Nähe liegenden Wiese, die argusartig von Soldaten bewacht ist.“

Dann am 30. Juli: „Vorgestern war ich bei dem preußischen Gesandten, Graf von Königsmarck, zum Gastmahl Abends 6 Uhr geladen. Ich nahm die Einladung an, aber die Schwierigkeit lag in der Frage, wie hinkommen, da Königsmarck außerhalb des Ortes wohnt. Zu Fuß gehen war auf dem lehmigen Quai unmöglich, zu Pferd bei dem Regenwetter desgleichen, zu Wagen konnte man dahin nicht fahren, also blieben nur noch zwei Beförderungsmittel, das Schiff und die Porte Chaise. Ich wählte das erstere, indeß sich alle geladenen Damen durch Sänftenträger hintragen ließen. Das Diner war glänzend. Ich bin gegenwärtig überhaupt in der diplomatischen Mästung; alle Tage ist ein derartiges epikuräisches Fest — um 5, 6, 7 Uhr.“

Am 19. August schilderte er die Ankunft des Sultans in Bujukdere in folgender Weise: „Die Ankunft erfolgte um 12 Uhr. Sein Hofstaat nahm eine kleine Flotille ein. Die Kanonen feuerten ihre Salutschüsse ab, bis der Sultan ans Land trat. Eine unermeßliche Volksmenge schrie ein spärliches Vivat. Die Hofbeamten schritten zu beiden Seiten des Sultans, der Arm in Arm mit dem Marineminister und mit dem Seraskier ging. Er trug weiße Pantalons, Stiefel mit Sporen, einen grünen Rock, darüber einen grünen Mantel mit einem in Gold und Perlen gestickten Kragen. Auf dem Fez strahlte eine Agraffe von Diamanten. Der Sultan ist ein stattlicher Mann mit durchbohrenden Blicken; er hat einen langen, schwarzen Bart, der von seinem Barbier täglich gefärbt werden soll.

„Ami Pascha lernte ich bei dem englischen Gesandten kennen. Er war Gesandter in Petersburg und in London und hat die

europäischen Sitten angenommen, spricht sehr gut französisch, soll aber ein äußerst ungeschliffener Herr sein, wenn er als Türke auftritt.

„Der serbische Fürst Milos ist ein prächtiger Soldat zwischen 40—50 Jahren. Er war ungarisch gekleidet und mit vielen Orden behangen. Er erzählte mir freimütig, er sei von ganz niederer Herkunft und verdanke nur alles seinem Säbel. Dabei ließ er die Brillanten an demselben blitzen und zeigte die von dem Sultan erhaltene Prachtwaffe von allen Seiten.“ —

Am 26. August berichtete er von einer Audienz bei dem Großvezier. „Ich wurde nach alttürkischer Sitte mit viel Feierlichkeit am Ufer empfangen, dann wurde mir ein mit Goldstickereien überdecktes Pferd zugeführt. Nach einem kurzen Ritt wurde ich in zeremonieller Weise zu dem Großvezier geleitet. Er ist ein schöner alter Mann; seine Amtskleidung bestand aus schwarzen Pantalons, einer Jacke, über welche ein prachtvoller Schawl geschlungen war, und einem losen Überwurfe. Seinen Kopf bedeckte das Fez. Er saß auf einem Divan und wies mir den Platz zu seiner Rechten an. Über 160 Angestellte und Diener umstanden uns in ehrerbietiger Entfernung. Während der Unterhaltung über die Türkei und von Bayern wurden mir von einem Diener knieend Erfrischungen gereicht, und bei jedem Gange ein goldgesticktes Tuch über die Kniee gelegt. Da ich nicht rauchte, ließ der Großvezier seine Pfeife wegnehmen. Nachdem mir alle Gattungen eingekochter Früchte, dann Kaffee, dann Limonade serviert worden waren, überschüttete mich ein dienstbarer Geist mit wohlriechenden Wassern, dann hielt er mir eine goldene Räucherpfanne unter die Nase und zuletzt noch eine Phiole, die mit allen Wohlgerüchen Arabiens gefüllt war. Hierauf reichte er mir ein goldenes Becken zum Händewaschen und ein goldgesticktes Handtuch zum Abtrocknen. Fast erschöpft von all den Nasengenüssen verabschiedete ich mich. Diese Audienz war sehr originell, kostete mich aber an Trinkgeld 600 Piaster (Piaster 8 kr.)“

Während seines Aufenthalts in Konstantinopel erhielt Ägid von Kobell ein Schreiben König Ludwigs I., welches eine weitere

Ausdehnung seines Aufenthalts in Griechenland bestimmte. Dasselbe lautet: „Wir haben Uns im Vertrauen auf die bewährte Anhänglichkeit und Geschicklichkeit, womit Unser Staatsrat von Kobell Uns und Unserem Königlichen Hause seit einer langen Reihe von Jahren gedient, allergnädigst bewogen gefunden, denselben andurch unter Vorbehalt anderweitiger Verfügung in außerordentlicher Sendung und in provisorischer Eigenschaft als Unsern Gesandten am Hofe Unseres vielgeliebten Sohnes des Königs Otto von Griechenland Majestät zu beglaubigen. Bad Brückenau, den 10. August 1835. Ludwig." König Otto drückte meinem Großvater eine so große Freude über dessen Verbleiben am Hofe aus, daß dieser einen jugendlich begeisterten Brief an seine Familie schrieb.

Ägid von Kobell kehrte hierauf nach Athen zurück, um sein neues Amt anzutreten. Über den damals erfolgten jähen Tod der jungen, schönen Gräfin Armansperg gibt er am 26. September 1835 folgende Schilderung an Bord des Coimbros. „Louise Armansperg ist nicht mehr. Sie starb auf dem englischen Dampfer an den Folgen eines bösartigen Tertiärfiebers, das sie vor 6 Wochen in Athen ergriffen hat. Zu ihrer Erholung hatte sie sich mit Mutter und Schwestern nach Bujukdere begeben. Da sich aber das Fieber nicht verminderte, beschlossen sie nach Salamis in ihr Landhaus zurückzukehren. Die junge Gräfin verschied jedoch schon unterwegs auf offener See. Graf Armansperg war auf einer griechischen Yacht an den Dampfer herangekommen, der seine Tochter trug, und wollte in seiner Verzweiflung auf das Schiff zu der Kranken gehen. Hilfe war nach der Aussage des sich aufopfernden Arztes Röser unmöglich. Louise Armansperg lag ohne Regung besinnungslos auf ihrem Lager. Ich stellte dem Grafen den Schaden für die Regierung vor, wenn er die ganze Zeit in der Quarantäne verbleiben müßte, und bat ihn mit Wärme, seine Absicht aufzugeben. Er war wie vernichtet, seine Tochter vor ihrem Scheiden aus dem Leben nicht mehr sehen und umarmen zu dürfen; nie habe ich ein ergreifenderes Bild des Unglücks erblickt wie diesen schmerzbewegten Mann. Er gab endlich meinen Zureden nach und

brachte die Nacht auf seiner Barke neben dem Dampfschiffe zu, jede Minute um Nachricht bittend. Als ihm der edelmütige Röser den Tod der Gräfin Louise meldete, weinte Armansperg bitterlich. Die nun folgende Zeremonie zerriß ihm fast das Herz. Alle griechischen Minister, Angestellte und Bürger Athens kamen an das Dampfschiff, um ihre Teilnahme zu bezeugen. Die im Hafen liegenden französischen und englischen Schiffe sandten Barken mit Offizieren, um dem Grafen ihre Trauer über seinen Verlust auszudrücken. Das unglückliche Opfer wurde in eine einfache schwarz ausgeschlagene Barke hinabgelassen. Dann segelte der Trauerzug an den für Louise Armansperg bestimmten Ruheplatz. Die englischen und französischen Schiffe feuerten alle 5 Minuten einen Kanonenschuß ab. Nach dem Ausschiffen begann die Beerdigung, die auf alle Anwesenden, besonders auf den Vater fürchterlich einwirkte."

Am 16. Oktober 1835 berichtete Ägid von Kobell: „Zur Feier der silbernen Hochzeit des Königs Ludwig lud ich am 12. Oktober eine hervorragende Gesellschaft von 150 Herren und Damen ein. Ich hatte eine Beleuchtung der Façade meines Hauses bestellt, brennende Herzen, Namenszüge und Allegorien, dazu türkische Musik und ein treffliches athenienſisches Souper. Am Nachmittag hatte König Otto den Grundstein zu einem Militärlazareth gelegt, dann eine Hoftafel gegeben, zu welcher ich auch beigezogen war. Um 9 Uhr Abends kam der König zu mir. Ein tristes Vorkommniß war, daß ein heftiger Südwind meine Illumination verhinderte. Als ich jedoch den König in den Saal führte, war er über den Anblick der Gesellschaft, der Blumen und der ganzen Einrichtung angenehm überrascht.

„Die geladenen Sänger, deren Direktor der liebenswürdige Beeg war,*) ließen einen Rundgesang los von griechischen und türkischen Liedern. Mit dem Gesang wechselte eine türkische Musik.

*) Dr. Beeg war Erzieher im Hause des Grafen Armannsperg; seine Tochter ist die bekannte anmutige Jugendschriftstellerin Maria Beeg, nun an den bekannten Künstler Eduard Ille in München verheiratet.

Erfrischungen wurden im perpetuum mobile herumgereicht, und im Nebenzimmer stand ein Tisch mit den besten Speisen und Weinen, die man in Athen erhalten konnte. König Otto sprach lebhaft mit Deutschen und Griechen, und eingehend mit Colocotroni, und so herrschte allgemeine Heiterkeit und Zufriedenheit, bis 1 Uhr, zu welcher Stunde der König aufbrach. Als ich denselben an den Wagen begleitete, sagte er mir, wie sehr er mir danke, da er sich vorzüglich unterhalten habe."

Das Ende des Jahres 1835 ward für Griechenland noch dadurch bedeutsam, daß König Ludwig I. seinen langgehegten Wunsch ausführte und dem Lande seiner Sehnsucht und seiner Begeisterung seinen Besuch abstattete. Auf der „Medea" herrschte am 7. Dezember 1835 eine freudige Bewegung. Schon war die Akropolis in Sicht, schon der Hafen des Piräus erreicht, binnen kurzem sollten König Ludwig und König Otto ihr Wiedersehen feiern. Aber nebst der Freude herrschte unter dem Gefolge eine große Verwirrung. Denn König Ludwig hatte plötzlich erklärt, alle auf dem Schiff befindlichen Herren sollten in Uniform den König von Griechenland begrüßen. Und eine Uniform aus dem Kofferchaos ans Tageslicht ziehen, war eine Herkulesarbeit. Indeß vollbrachte sie jeder — windschnell wurde Toilette in den Kajüten gemacht, mit der steten Angst wegen eines Ordensbandes oder eines Handschuhes die historische Begegnung zu versäumen. Die Kanonensalven der befreundeten griechischen, russischen, französischen und englischen Schiffe trugen nicht zur Gemütsruhe bei. Endlich aber war trotzdem das Werk vollbracht, und das Gefolge des Königs stürzte in voller Gala besternt und bebändert auf das Verdeck, noch zur rechten Zeit, denn König Otto war noch nicht erschienen.

Unterdes nahm Ludwig I. die Beglückwünschung der verschiedenen Kapitäne entgegen, sprach mit jedem in seiner Sprache und nickte huldvoll den Zito schreienden Menschen zu, die in zahllosen Barken den König umkreisten, wie die Falter das Licht.

In nächster Nähe harrten weißgekleidete Matrosen in der lorbeergezierten, mit blau-weißem Baldachin bedeckten Barke, welche

zur Überfahrt der beiden Monarchen dienen sollte — aber noch immer kam Otto I. nicht.

Da bemächtigte sich Aller eine Unruhe und König Ludwig sandte ein Boot ab, um Erkundigungen einzuziehen.

Es traf die Nachricht ein, wegen des Nebels über dem Piräus habe man das Zeichen auf der Medea nicht sehen können, aber nun werde König Otto sogleich zur Stelle sein. Als Erste langten Kobell und Armansperg an und wurden, wie mein Großvater schrieb, „mit außerordentlicher Gnade aufgenommen.“ Eine dröhnende Kanonade — da bestieg Otto I. die Treppe der Medea und gleich darauf lag er in den Armen seines königlichen Vaters. Jeder Pulsschlag der Anwesenden schlug mächtiger, alle waren ergriffen. In der Königsbarke fuhren Armansperg und Kobell, sie waren die nächsten Zeugen von dem rauschenden Jubel, da Bayerns König Hellas' Festland betrat. Dann erfolgte zu Wagen der Einzug in Athen durch die im Festschmucke prangende Piräusstraße.

Über den Aufenthalt des Königs Ludwig I. in Athen schreibt Kobell am 6. Januar 1836: „Der König hat mir seine Zufriedenheit mit meinem hiesigen Wirken in herzlicher Weise ausgesprochen und mich dadurch für alle gebrachten Opfer entschädigt und mir für manche Verunglimpfung reichen Ersatz gegeben. Am zweiten Weihnachtsfeiertag veranstaltete ich einen großen Ball in meinem neumöblierten Hause. Der König von Bayern, mein allergnädigster Herr, und König Otto wohnten demselben mit großem Gefolge an. Ich hatte 400 Personen aus allen Ständen geladen, mit besonderer Berücksichtigung aller ehemaligen nun in Athen lebenden Häuptlinge und Kapitäne, ferner den aus 19 Mitgliedern bestehenden Staatsrat, welche insgesamt der Geschichte angehören, dann das diplomatische Korps, eine große Anzahl Militär und Bürger. Wer eine schöne Frau oder eine schöne Tochter hatte, wurde vor allem bedacht, denn die Schönheit ist der vornehmste Schmuck eines Balles. Seine Majestät haben sich mit mehreren Damen sehr gut unterhalten, und was ihn am meisten in Ver-

wunderung setzte, war die Fertigkeit, mit welcher viele Griechinnen fremde Sprachen sprechen. Alles gefiel dem leutseligen Monarchen.

„Es war aber auch ein herrlicher Anblick, diese Masse von schönen Menschen zu sehen in verschiedenen Kostümen, in 4 reich-beleuchteten sehr geschmackvoll ausgestatteten Zimmern und in 2 Sälen, in welchen beiden getanzt wurde; darunter 2 Könige mit ihrem Gefolge in bayerischer und griechischer Uniform, alle heiter und froh. Um Abwechslung in das Ganze zu bringen, ersuchte ich mehrere Kapitäne einen Nationaltanz aufzuführen, der immer mit Gesang und unter Begleitung einer Violine stattfindet. Sie sagten es mir auf das Freundlichste zu, ich erholte die Erlaubnis der Könige ein, und da es diesen angenehm war, so begann der Tanz und der Gesang, was sich sehr gut ausnahm. Überdies führte es die historische Merkwürdigkeit herbei, daß zwei frühere Erzfeinde, der alte Kolokotroni und der bekannte Grivas, die sich sonst nur mit Kanonen begrüßten und mit ihren Anhängern Schlachten gegen einander lieferten, im bunten Kreise sich bei der Hand hielten und miteinander tanzten und sangen: einen größeren Beweis der Vereinigung der Parteien kann man nicht finden."

König Ludwig I. wollte seine Anwesenheit in Athen dazu benützen, den Grundstein zu dem neuen Königsschlosse zu legen; der geniale Klenze hatte dafür früher einen Plan gemacht, der jedoch aus hygienischen und finanziellen Erwägungen nicht zur Ausführung gelangte. Infolge dessen hatte der König seinen Architekten Gärtner mit nach Athen gebracht, um durch denselben einen neuen Plan entwerfen zu lassen. Da indes schon am 6. Februar 1836, als am Jahrestag von Ottos erster Landung in Hellas, der Grundstein gelegt werden sollte, so geriet Gärtner in eine Art Panik, um so mehr als auch Klenzes begreiflicher Unwille wie ein Damoklesschwert über ihm hing. Er schrieb darüber an seine Frau: „Ohne alle Mittel, ohne Rat eines Freundes in Eile etwas hinzuwerfen, das vor den Augen von ganz Europa bestehen kann, macht mich oft so verlegen, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht." Trotzdem gelang es dem liebenswürdigen und ausgezeichneten Architekten,

den König vollständig zu befriedigen. Gärtner legte den Bauriß bei Hofe vor und erhielt am 5. Februar die genehmigenden Unterschriften der beiden Majestäten.

Ägid von Kobell schrieb am 6. Februar: „Ich komme soeben von der Grundsteinlegung zurück und kann nur in Kurzem den Jubel andeuten. Tausende und Tausende von Menschen hatten den Festraum besetzt und als die beiden Könige unter einem aufgeschlagenen Zelte ihre Plätze einnahmen, brach die Menge in ein das Herz packendes Zito aus. Die Geistlichkeit verrichtete ihre Gebete und Einsegnung. Gärtner überreichte dem Könige von Griechenland den Hammer, dieser händigte denselben Ludwig I. ein. — Die Zeremonie vollzog sich in einem goldenen Sonnenschein. — — Die beiden Monarchen umarmten sich und das feurige Volk geriet in eine derartige Rührung, daß kein Auge trocken blieb und daß sich ein Enthusiasmus kund gab, den man nur im Süden erleben kann. Heute Abend ist großer Hofball.“ —

Kobell erfuhr die hohe Ehre, den König Ludwig auf der Rundreise, welche dieser nun durch den Archipelagus an Bord der Medea vom 9. bis 22. Februar 1836 unternahm, begleiten zu dürfen; auch der Architekt von Gärtner war im Gefolge des Königs.

Die Aufzeichnungen meines Großvaters von dieser Reise sind ganz schlicht und ohne jegliches Ornament; aber sie sind originell und von Interesse, da der lebhafte Kunstsinn des Königs daraus hervortritt.

Auf der Insel Melos, welche die Reisenden am 10. Februar betraten, besichtigte Lüdwig I. das von ihm schon als Kronprinz angekaufte Amphitheater.*) Auf der Insel Ferra boten die jubelnden Einwohner als besondere Auszeichnung dem Könige einen Maulesel zum Reiten an, denn sie begriffen nicht, daß ein König zu Fuß gehen wolle.

---

*) Widerrechtlich sollen die Franzosen auf dem von dem Kronprinzen von Bayern gekauften Grund und Boden die nun unter dem Namen Venus von Milo bekannte Statue ausgegraben und nach Paris geschafft haben. Die Bemühungen des Königs, zu seinem Recht zu kommen, waren vergeblich. Näheres bei Heigel, König Ludwig I.

Da dies dennoch der Fall war, fand es Kobell schade, wie er sich ausdrückt, den Esel unbenützt zu lassen und so setzte er sich mit Sr. Majestät Erlaubnis darauf. Auf dem Südkap der Insel besichtigte der König eingehend die Ruinen der Stadt Eleusis nebst deren Inschriften und beschädigten Statuen. Auf der Insel Anophia betrachtete der König die alten Gräber, in Naxos die Ruinen des Bacchustempels sowie des Bades der Ariadne. Besonders regte seine Aufmerksamkeit ein schöner Apollo an, der 34 Fuß lang, noch unvollendet in dem Marmorblocke lag.

Am 12. Februar traf König Otto auf der englischen Fregatte Portland bei seinem königlichen Vater ein und begab sich zu ihm auf die Medea. Am 17. Februar kamen die Reisenden abermals nach Melos, wo nun der kunstsinnige König einige antike Überreste mitnahm. Zwei Tage darauf wurden die Könige in Argos wieder begeistert von den Bewohnern empfangen. Der Ort glich einem wandelnden Wald, denn Erwachsene und Kinder nahten mit Ölzweigen und schaarten sich so dicht um die Gesellschaft, daß man fast nur Blätter und Äste sah. Der Eifrigste der Reisegesellschaft war König Ludwig. Die Schatzkammer und die Burg des Agamemnon zu Mykene erregte sein lebhaftes Interesse. Zur Betrachtung der Tempelruine bei Nemea konnte der König kaum gelangen, weil er selbst der Gegenstand der Beschauung zahlloser Landleute war, die mit Kind und Kegel ausgerückt waren, Palmzweige vor sich her tragend und Zito schreiend.

Hingegen blieb nicht eine Ruine in Corinth und in Eleusis von ihm ungesehen. Auch nach Athen zurückgekehrt, scheute er weder Mühe noch Plage, und begleitete Herrn von Gärtner zu den Marmorbrüchen des Pentelikon, die nach einer Rast von 2000 Jahren wieder im Dienste der Kunst verwendet werden sollten. Denn Gärtner hatte beschlossen, die Königsburg aus pentelischem Marmor zu erbauen.*)

*) Die Leiden und Freuden bei dem Bau des Königsschlosses zu Athen erzählte Gärtner in unterhaltenden Briefen an seine Frau. S. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1884 Nr. 197: Aus der Zeit König Ludwigs I. von Gottfried Böhm.

König Ludwig verließ am 24. März Athen, und in den Abschiedsrufen der Griechen erklang dieselbe Begeisterung wie in den Willkommrufen der Bayern, als der Monarch wieder in seinem Lande eintraf. Die Freudigkeit der Seele, mit welcher ihn der Anblick des hellenischen Himmels erfüllte, offenbarte sich in folgenden Strophen:

„Alles glänzt in Rosenschimmer,
Üb'rall freudiges Geflimmer,
Seligkeit die Seele trinkt,
Mir's von Erd und Himmel winkt.

Jubelnd mein Geschick ich preise,
Sich in einem Zauberkreise
Wonne gegen Wonne tauscht,
Meine Seele ist berauscht."

Mein Großvater, dem auf die Dauer das griechische Klima nicht entsprach, kehrte im Mai 1836 nach München zurück. Aber der stattliche Mann war abgemagert, und es bedurfte längerer Zeit, bis er sich wieder einigermaßen erholte. König Otto hatte ihn wie einen Freund entlassen, und König Ludwig wiederholte ihm oftmals seine Anerkennung und Wohlgewogenheit. Im Dezember 1836 ernannte er ihn zum wirklichen Staatsrat im ordentlichen Dienst, welches Amt Ägid von Kobell bis an sein Lebensende begleitete.

Drittes Kapitel.

Aus dem Münchner geselligen Leben unter Ludwig I.

Ich war noch ein Kind und man schrieb das Jahr 1838, als ich meinen ersten Ball mitmachte. Mein Cousin Max Schlichtegroll wurde im Kadettenkorps erzogen; zu dem alljährlich daselbst stattfindenden Ballfeste hatte er seine Mutter und Schwester geladen, und diese hatten mich aufgefordert, sie zu begleiten. Meine Mutter nahm die Einladung für mich an und ich begab mich also eines Abends mit meiner Tante Sophie Schlichtegroll und meiner Cousine Toni auf den Kadettenball. Ich war als Schwäbin gekleidet, und mein Vater hatte an der bänderreichen, mit Flitterchen bestickten Haube und an dem bundausgenähten Mieder, das er Alles selbst aus Schwaben mitgebracht, seine Freude. Ich weniger, denn der Anzug war zwar recht ächt, aber heiß und schwer.

Als meine Tante, Toni und ich in den Saal traten, wimmelte es darin von Masken, das heißt von Kostümen, denn niemand hatte eine Larve vor dem Gesicht; die Offiziere und die Kadetten waren in ihrer Uniform erschienen. Max Schlichtegroll stellte mir einige seiner kleinen Freunde vor, ich verteilte etliche Touren und tanzte den ersten Walzer mit Max. Eigentlich schob er mich, denn ich hüpfte und sprang ohne Takt herum, und hörte dieses Urteil auch da und dort hämisch von den längs des Saales sitzenden Ballmüttern. Auch die Kadetten bemerkten es bald, und bei

dem zweiten Walzer, für welchen ich noch engagirt war, sah ich bereits in die dunkle Zukunft des Sitzenbleibens.

Das Souper, zu dem ich schon mein Billet von der Tante erhalten hatte, sollte nach dem dritten Walzer stattfinden. Als sich mein Tänzer zu dem zweiten Walzer mit mir anstellte, schaute ich aufmerksam seine Miene an. Er hatte ein gutes rotbackiges Gesicht, und da fragte ich ihn frischweg: „Tanzen Sie mit mir auch den dritten Walzer, wenn ich Ihnen mein Souperbillet dafür gebe?" Der Kadett schaute mich freundlich an, und sagte: „Ja, wenn Sie mir Ihr Souperbillet geben!"

„Da ist es, aber vergessen Sie meinen dritten Walzer nicht."

Ich war sehr vergnügt über den Handel, denn am Essen lag mir nichts, aber vor dem Sitzenbleiben hätte ich mich geschämt. Der Kadett hielt ehrlich Wort und wir stolperten unter den schmelzenden Tanzweisen und unter manch' beißender Ballmuttersatyre auf dem mit Federweiß bestreuten glatten Tanzboden hin und her. Bei dem Souper entdeckte Tante Sophie meine Billetlosigkeit; als ich ihr den Vorgang erzählte, lachte sie, gab mir ein anderes Billet, und ein Offizier, der neben ihr saß, kommandierte nach der Mahlzeit so viele Kadetten zu mir, daß ich bis zum Ballschluß Tänzer hatte.

Aber durch Schaden wird man klug, und als ich im Institut bei Madame Clavelle Tanzunterricht erhielt, gab es keine eifrigere Schülerin als mich. „Sie hat ein angeborenes Talent", sagte einmal unser Tanzlehrer, Herr Opfermann. Der Edle hat meine Terpsichore-Vergangenheit nicht gekannt.

Madame Clavelle war eine Emigrantin, und ihr Großvater war als Anhänger Ludwigs XVI. guillotiniert worden. Sie war Vollblutfranzösin, konnte kein Wort deutsch, obgleich sie schon weiß Gott wie lang in München lebte, und erzog ihre Pflegbefohlenen im französischen Geiste. Was nützte es, daß Ludwig I. schon als Kronprinz in den Rheinbundstagen gegen das „französische System" auftrat, daß er als König durch Wort und That den deutschen Sinn hob, durch seine Walhalla deutschen Männern das großartigste Denkmal setzte. Und was nützte es, daß der übewiegende Teil der

männlichen Bevölkerung, gleich den deutschen Fürsten, seit der Schlacht von Leipzig deutsch in Kopf und Herz war; die weibliche Bevölkerung in den höheren und mittleren Ständen blieb noch lange französisch gesinnt, und der gleiche Ton wie im Institut Clavelle herrschte in den Erziehungsanstalten von Mangin, von Richelle, im Max Josephsstifte u. s. w.

Ein Mensch, der ein en, ein un, oder in, nicht richtig aussprach, wurde einem „ignorant" gleich gestellt, auch Einem, der einen silbernen Löffel gestohlen hat. Wir hatten bei Clavelle wohl deutsche Lehrer, darunter den Rektor Beilhack für Aufsätze und Literatur, und wir verloren kein Wort, wenn er uns etwas vorlas und erklärte, aber das Vaterland der Bildung, des Geschmackes, der Mode blieb für uns ausschließlich Frankreich. Madame Clavelle und unsere Gouvernanten trugen culs de Paris und Chignons, und unsere Großmütter und Mütter trugen sie auch. In der Kirche las ich wie die meisten meiner Freundinnen in einem französischen Gebetbuch. Der Lieblingsheilige der Gouvernante bei Clavelle, Mademoiselle Adeline, war „Saint Hadelin", und da schenkte sie mir das Gebet an ihn, und ich begann meinen Tag mit der aufrichtigen Bitte: „O grand saint Hadelin! puisque Dieu a illustré toute votre vie par des vertus et des miracles et qu'il vous fait encore honorer aujourd'hui par des prodiges nombreux, daignez être notre puissant protecteur."

In jene Institutszeit fiel ein Ereigniß, dessen ich mich noch heute lebhaft entsinne. Ein Polytechniker, dessen Eltern unserem Hause befreundet waren, Philipp Schanzenbach, der 17jährige Sohn des Rentbeamten Schanzenbach zu München, hatte im Jahre 1841 ein Duell mit zwei Offizieren, darunter dem Freiherrn Lieutenant Ludwig von der Tann, dem nachmals so berühmt gewordenen Führer der bayerischen Truppen im Jahre 1870, und verwundete den letzteren. Eine Schöne und kleine Civil- und Militärfeindseligkeiten gaben die Ursache. Nun bestand in Bayern ein altes Mandat aus der kurfürstlichen Zeit, welches das Duell unter gewissen Voraussetzungen mit der Todesstrafe bedroht. Da König Ludwig den Zwei-

kampf insbesondere unter den Studierenden mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, so sollte bei dieser Gelegenheit auf jenes Mandat zurückgegriffen werden, obgleich erst vor kurzem ein Duell zwischen dem Minister Abel und dem früheren Minister Fürst Ludwig Wallerstein stattgefunden hatte, ohne daß von jenem Mandat Gebrauch gemacht worden wäre. Den Duellen Philipps folgten ein Haftbefehl, Verhöre im Arrestlokal der Polizei und im Stadtgericht, und dann eine Überführung in den in der Nähe des jetzigen Café Roth gelegenen, nun abgebrochenen Neuturm, der damals als Untersuchungsgefängnis diente.

Dann wurde der junge Duellant wie ein ächter und rechter Gefangener behandelt, und hatte alle Kerkerleiden durchzukosten. Als seine Gesundheit litt, wurde er auf Verwendung seines Vaters gegen Kaution von 10,000 Gulden auf freiem Fuß weiter prozessiert.

Er kam in jener Zeit der Voruntersuchung einigemale Abends auf Besuch zu meiner Mutter. Ich war zwölf Jahre alt und das Mitleid mit dem Todeskandidaten bewegte mich tief. Jede Windnudel und jedes Weinbeerbrod, das er bei dem Thee verzehrte, riß mich zu der sentimentalen Betrachtung hin: „Das ist vielleicht sein letztes Stück Kuchen", und bei dem Fortgehen drückte ich ihm immer gerührt die Hand, denn in meiner Phantasie bedrohte der Scharfrichter den armen Philipp auf Schritt und Tritt.

Ende August im Jahre 1842 lautete das Urteil durch die sogenannte „gemischte Kommission" thatsächlich auf Todesstrafe. Meine Mutter und wir drei Kinder weinten, als wir es hörten. Aber der Vater gebot unserem Thränenquell ein energisches Halt. „So wartet doch erst die Berufung ab, ich wette, daß die ganze Geschichte mit einer Festungshaft abgethan wird."

Und der Vater hatte recht. Das Apellationsgericht wies auf die Straflosigkeit der Minister-Duellanten hin, und änderte die Todesstrafe gegen Philipp Schanzenbach in zwei Monate Gefängnis ab, die er zu seinem und aller Freunde Trost im Neuturm absaß. Licht, Bücher und Schreibmaterialien waren ihm gestattet, und da ihm auch nicht verwehrt war, Besuche von Angehörigen anzu-

nehmen, so verfloß die Zeit bis Ende Januar in verhältnismäßig angenehmer Weise.*)

* * *

Eine meiner Freundinnen im Institut Clavelle war Louise Thiersch, die Tochter des berühmten Philologen. Durch sie wurde ich in ihre Familie eingeführt, welche aus den Eltern, drei Söhnen**) und drei Töchtern bestand, alle vorzügliche Menschen. Professor Thiersch und seine Frau waren von seltener Gastlichkeit, denn fast jeden Abend empfingen sie Bekannte, die zwanglos in dem „roten Haus" an der Ecke der Karls- und Arcisstraße aus- und eingingen; wegen Thiersch' Verdienste um Hellas war auch die sogenannte „griechische Kolonie" dort heimisch. Das Empfangszimmer zu ebener Erde war oktogon, zwei Fenster und Flügelthüren gingen auf den Garten. Die einfache Einrichtung war im Stil Louis Philipps. Landschaftsbilder und eine Nische aus Marmor bildeten den Wandschmuck. Eine Lampe brannte auf dem Sofatisch neben dem Ofen, und eine andere auf dem Tische neben dem Fenster links. Zur Theestunde, Abends 7 Uhr, waltete die zweite Tochter Mathilde des Samovars, und Louise und die älteste Tochter machten die „honneurs" bei Tische. Frau Professor Thiersch saß auf dem Sofa, ihr Mann auf einem Lehnstuhl, die Gäste reihten sich daran. Bei großer Anzahl nahmen sie da und dort im Zimmer Platz.

Das Gespräch beherrschte der Hausherr. Der Ausdruck seines rot angehauchten Gesichtes war grundgescheit, über den blauen Augen wölbten sich buschige schwarze Brauen, auf dem

---

*) Die ganze Begebenheit ist ausführlich geschildert in: Vor fünfzig Jahren. Eine Erinnerung aus der „guten alten" Zeit. München 1892.

**) Alle drei Söhne zeichneten sich in ihren Fächern aus. Der erstgeborne, Heinrich, war Theolog und wurde später ein Hauptvertreter des Irvingianismus. Karl, der zweite Sohn, ist der berühmte Chirurg in Leipzig, und Ludwig, der jüngste Sohn, nimmt auf dem Gebiet der kirchlichen Malerei eine hervorragende Stellung ein. Heinrich Thiersch hat eine ausführliche Biographie seines Vaters geschrieben, welche zugleich eine interessante Geschichte der Zeit ist (2 Bände, Leipzig 1866).

Kopfe trug er ein Fez; fror es ihn, so warf er einen weißen Burnus um.

Nie hätten seine Töchter und ich gewagt, seine Rede durch die unsrige zu stören. Wir lauschten aufmerksam und lernten auf diese Weise „zuhören". Bisweilen las ein Familienmitglied einen Artikel aus der „Allgemeinen Zeitung" vor, der dann besprochen wurde. Natürlich fand sich unter den Anwesenden hin und wieder einer, der nicht allzuviel Sinn für derlei Unterhaltung hatte, und so geschah es einmal, daß ein Jüngling sanft einschlief und ihm ahnungslos der Zylinderhut entrollte, der ihn durch sein Gepolter als Böotier verriet. Bei einem Anderen wollte das Unglück, daß er als schlafender Faun in der Nische Aufnahme fand, an die er sich arglos gelehnt hatte. Hingegen gab es auch viele Wissensdurstige, die gerade durch die ernstere Unterhaltung, die in diesem Hause herkömmlich war, gefesselt wurden. Ich erinnere mich eines Abends, an dem der berühmte Gelehrte mit drei Studierenden, Otto von Völderndorff, Hermann Schlagintweit und dem Griechen Neroutzos, die von ihnen bearbeitete Preisaufgabe über die Ableitung der römischen Götternamen besprach und wir Mädchen andächtig lauschten.

Frau von Thiersch war eine Ehrerbietung erweckende Frau, die auch stets an der Unterhaltung Teil nahm. Alles was sie sagte, war klug, gelassen und geläutert. Ich habe sie während einer langen Reihe von Jahren fast wöchentlich zwei- bis dreimal gesehen, aber nicht einmal schlechter Laune, leidenschaftlich oder gereizt. Sie trug ein seelisches Gleichgewicht in sich. Gegen ihre Kinder war sie nicht zärtlich, aber im Herzen liebte sie sie innig, und sie alle blickten voll Verehrung zu der Mutter empor. Neckereien, nichtssagende Scherze, salonartige Konversationssprünge fanden bei ihr nicht statt. Ihr Gespräch trug den Stempel der Gediegenheit, wie das ihres Mannes.

In diese interessante, aber ernsthafte Geselligkeit platzte bisweilen der Humor Ludwig Steubs wie ein Feuerwerk hinein. Er war ein gern gesehener Gast, hielt sich natürlich auch in den gezogenen Schranken der Ehrerbietung, ließ aber nichtsdestoweniger

seiner Satyre auf allen möglichen Gebieten freien Lauf. Bald versetzte er den Philologen, bald den Philosophen einen kleinen Streich, der eine homerische Heiterkeit hervorrief. Unter deren Fittichen entfaltete sich dann der schlagfertige Witz von Karl Thiersch und die liebenswürdige Heiterkeit Ludwigs, sowie der sonst etwa anwesenden Freunde, zu welchen der Kunsthistoriker Ernst Förster, seine originelle, liebenswürdige Frau, Jean Pauls Tochter, der Orientalist Müller, der Bibliothekar Thomas, die jungen Theologen Liechtenstein und Preger zählten. Auch der schon damals als schriftstellerisches Talent erkannte Felix Dahn fand sich häufig ein. Wenn die verschiedenen Geister aufeinanderplatzten, ging es oft zu wie in einer Sommernacht, in der Sternschnuppe um Sternschnuppe fällt. Und dabei war kein banaler Scherz. Jeder wetzte seinen Scharfsinn an dem des Anderen, und man wurde so frisch dabei wie in einer salzigen Seeluft. Aber zu lang durfte das Spiel nicht dauern, dann lenkte der Hausherr oder sein ältester Sohn, der gelehrte Heinrich, wieder in eine Bahn ein, die das Nachdenken erforderte und den Ernst an die Stelle des Scherzes setzte.

Dann und wann tanzte man sogar im Hause Thiersch, in demselben Salon, in dem sonst die Ideen über Pindar, über die Hetärie der Musenfreunde, über die Gymnasial-Erziehung und über das apostolische Zeitalter ausgetauscht wurden, ertönten Walzer-, Galopp- und Polkaklänge und die drei liebenswürdigen Töchter Thiersch, die pikante Pauline Kirch, die Ludwig Thiersch heimführte, die entzückende Laura Faber, nachmals vermählt mit dem Oberkonsistorialrat von Burger, die anmutigen Schwestern Niethammer, ich und Andere hüpften nach den Regeln der Grazie mit den Tänzern, deutschen und griechischen Kandidaten, umher. Mitunter dehnten wir das Tanz-Terrain auch auf den Garten aus — als Beleuchtung der Sonnenuntergang, als Dekoration Obstbäume, als Ballschmuck Nelken und Resedas, die wir vom Beet pflückten, und als Erfrischung Johannisbeeren, die wir nach Herzenslust speisten, bis „etwas Besseres" kam, wie Ludwig Steub sagte. Beim Souper übergoß er die ganze Gesellschaft mit seinen originellen Einfällen.

Viele behaupten, Steubs Witz habe den Stachel einer Wespe; falls es sich so verhielte, müßte man, ehe man ihn deshalb tadelt, genau wissen, ob er als Angreifer oder in Gegenwehr stach. Immerhin hat er sich durch seinen Sarkasmus manche Feindschaft zugezogen und um manchen Lorbeerzweig gebracht, der ihm sonst zu teil geworden wäre. Denn Steub ist ein bedeutendes schriftstellerisches Talent; durch seine „Drei Sommer in Tirol", hat er die Reiseliteratur in neue Bahnen gelenkt. Seine landschaftlichen Schilderungen sind trefflich, seine Menschentypen ächt, nur ist zu bedauern, daß sie einem so engen Kreis angehören. Sein Humor ist mit dem des Boz Dickens verwandt. Bei Thiersch hat er uns einmal über seine „Bilder aus Griechenland" einen Vortrag gehalten; seine Zuhörerinnen, unter welche ich gehörte, haben ihm zum Dank einen Strauß verehrt; auch meine hineingebundenen Blumen sind längst verwelkt, aber mein Dank ist nicht verdorrt.

* * *

Die Familie Schilcher, bei welcher ich meine halbe Jugend verbrachte, war gleich der Familie Thiersch eine Vereinigung edler Menschen, aber anderseits von dieser grundverschieden. Bei den Einen kam mehr das norddeutsche, bei den Anderen mehr das süddeutsche Wesen zum Ausdruck. Mein Onkel Joseph von Schilcher war Gutsbesitzer in Dietramszell, welcher Ort ungefähr zwei Fahrstunden von dem Heilbade Tölz in Oberbayern entfernt liegt. Im 11. Jahrhundert hatte an der Stelle Otto von Berengar ein Kloster gegründet und es nach dem ersten Abte Dietram „Dietramszell" genannt. Wasser, Feuer und Krieg haben es zerstört, dann wurde es wieder aufgebaut und schließlich im Jahre 1803 aufgehoben. Da kaufte es Herr Franz von Schilcher, überließ 1821 den größeren Teil nebst der Kirche den Salesianerinnen, die hier eine Erziehungsanstalt für Mädchen gründeten, und behielt den kleineren Teil für sich, deßgleichen das Brauhaus und die zwei Schwaigen, den Nord- und Sonnenhof. Nach seinem Tod kam dies alles in den Besitz seines Sohnes, meines Onkels „Pepi", wie man ihn hieß.

Er war ein sehr guter Landwirt und ein jovialer Mensch. Seine Frau, die Tochter Wilhelms von Kobell, hatte sich ganz in den Beruf ihres Mannes hineingelebt. Sie interessierte sich für jedes Pferd in seinem Stall, für jede Kuh in seinem Hof, für jeden Baum in seinem Wald, für Getreide und Graswuchs in seinen Feldern und Wiesen. Sie war eine vorzügliche Hausfrau und weihte nicht nur ihre liebenswürdige Tochter Emma in ihre häuslichen Beschäftigungen ein, sondern auch deren Gespielinnen und Freundinnen, die Gräfinnen Minucci, Louise von Krempelhuber, Leo von Klingensberg, Elise und Ernestine von Moy, Toni Schlichtegroll, Marie von Roppelt, Mathilde Angstwurm, meine Schwestern, und mich und wie sie alle hießen in der fröhlichen Mädchenschar, welche abwechselnd zu Schilchers in die Münchener Wohnung in der Ludwigsstraße oder nach Dietramszell auf Besuch kamen.

Der Sohn, Willy von Schilcher, der spätere Reichsrat, war ein Goldcharakter und seine Freunde, Karl von Moy (später königlicher Oberstzeremonienmeister), die Barone Max von Gumppenberg (später General), Rudolf von der Tann (der Bruder Ludwigs, gestorben als Generallieutenant), von Speidel (späterer Hofmarschall bei Sr. königl. Hoheit Prinz Luitpold), von Perfall (Intendant der königl. Theater), Otto von Lerchenfeld (Oberststallmeister bei Sr. Majestät dem König Ludwig II.), Oskar von Schanzenbach (der bekannte Münchener Arzt) und endlich der talentvolle, liebenswürdige und zu früh verstorbene Louis von Klenze, waren stets willkommen. Daß Tante Schilcher ein „faible“, wie man damals sagte, für die Aristokratie hatte, geht wohl schon aus diesem Namensverzeichnisse hervor. Um so mehr, da der Hauptgast Graf Max Arco Zinneberg war und auch dessen Gemahlin, sowie Herzog Maximilian in Bayern des öfteren zu Besuch kamen.

Das Sommerleben in Dietramszell war lebhaft und anregend, aber Tante Schilcher führte ein strenges Regiment, und Vormittags hatten die weiblichen Wesen sich ihr und ihren Arbeiten zu widmen. Sie lief sogleich nach dem Frühstück, den großen Schlüsselbund am Schurze, in Küche und Keller, um Anordnungen

für das Diner zu treffen, wir Mädchen hinterdrein. Dann hatte sich jedes derselben mit einer Handarbeit zu versehen, in das „Pfeffernüßl" (Sommerhaus) zu setzen und der Lektüre der Tante zu lauschen, welche aus einem Roman der Friederike Bremer oder der Flygare Carlen bestand. Mittags dinierte man „in Toilette" gemeinsam mit den Herren und Nachmittags wurde eine Spazierfahrt auf dem „Char à banc" gemacht, oder eine der Höhen um Dietramszell bestiegen. Hier dämpfte die Tante das Vergnügen durch ihr Programm. Man mußte nämlich jedesmal mit freiem Auge oder mit einem mitgebrachten Tubus nicht nur das Gebirge und die umliegenden Ortschaften alle anschauen, sondern die Namen jeder Berg- und Turmspitze hersagen. Wer sich aus dem Staub machen wollte, wurde sogleich zur Entscheidung bei der Erörterung citiert, „ob dies der Setz- oder Waldberg, oder die Bodenalpe sei, und ob das Schimmern dort von der Kirche von Tölz, von Thalhamm, oder etwa von jener von Holzkirchen herrühre?"

Eigentümlich waren unsere Waldspaziergänge im kleinen Kreise, bei welchen der Benefiziat vom Kloster seine Handharfe mitnahm. Da spielte er wie einst David. Solcher Zeitvertreib war der damaligen sentimentalen Gemütsrichtung entsprechend, und wir freuten uns schwärmerisch des fürbaß schreitenden Barden, dessen naive Leistungen man heute vielleicht belächeln würde.

Eines schönen Nachmittags statteten wir zu Wagen einen Besuch im Kloster Reut ab, das ungefähr zwei Fahrstunden von Dietramszell einsam am Walde liegt. Franziskanerinnen lebten dort in strenger Klausur. Ein alter Pater wohnte als Beichtvater im Kloster. Dieser war ein Original. Er hatte einen Kopf wie ein Kürbis, sprach schwerfällig den Allgäuer Dialekt, schleppte sich in seiner Kutte mühsam hin und her, verstand aber mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers seine Schnupftabaksdose aus seiner Kapuze an seine Nase und von da wieder in die Kapuze zu bringen. Daß diese nicht sehr appetitlich aussah, versteht sich von selbst. Den Kaffee, ein gräßliches Gebräu aus allen

möglichen Surrogaten, tranken wir in seinem Arbeitszimmer, das heißt, wir ließen ihn stehen, da er nicht zu trinken war.

„Hochwürden, warum bringt uns denn heute der Gartengehilfe keine Blumen?“ fragte Tante Schilcher.

„Weil er tot ischt.“

„Tot! der junge kräftige Mensch, an was ist denn der gestorben?“

„Geischtig ischt er tot — mit einer Bauerndirn ischt er durchgangen.“

„Ah so“, erwiederte die Tante fast erleichtert, und hätte gerne etwas Näheres über den Roman erfahren, aber der Pater fand dies unnötig, schnupfte und gab uns Rätsel auf, wobei er plötzlich hochdeutsch sprach. Z. B. fragte er: „Was ist der Hiob für ein Landsmann gewesen?“ Ein Niederländer, denn es steht geschrieben, er war zu Leiden geboren.“

Dann: „wie man getrocknetes Gras mit drei Buchstaben schreibt, werden die Fräuleins wohl wissen?“

„Natürlich: Heu“, erwiderten wir.

„Wissen Sie aber auch warum die Geistlichen bei diesem Rätsel nicht mitraten dürfen?“

Wir blieben stumm.

„Weil sie nicht heiraten (Heu raten) dürfen.“

Hier schnupfte der gute Pater wieder zur Kräftigung seiner Nase.

Wir dankten ihm und erhoben uns zum Aufbruche, doch mußten wir zum Abschied noch folgendes Rätsel mit in den Kauf nehmen. „Warum hat unser Herrgott zuerst den Adam aus Staub gemacht und nicht die Eva?“

Wir blieben wieder die Antwort schuldig.

„Wenn der Herrgott zuerst die Eva erschaffen hätte, so hätt' sich der Adam selbst aus dem Staub gemacht.“

Nun eilten wir aber davon und waren froh, aus seinem luftdichten Zimmer und aus seiner rätselhaften Atmosphäre ins Freie zu treten.

Wurde ein neuer Gast bei Schilchers erwartet, so waren die

Vorbereitungen noch wie aus Goethe's Zeit. Dann ging die weibliche Besatzung in den Wald und holte Tannenzweige, auch ein paar Brennessel. Zu Hause wurden sie dem Bedienten übergeben, damit er sie in das Bett des erwarteten Gastes praktiziere; dessen unangenehme Überraschung in der Nacht war der Witz. Unter scheinheiliger Freundlichkeit fragte man ihn dann am Morgen, wie er geschlafen habe, und hierauf erfolgte, ob er ärgerlich oder lustig antwortete, ein allgemeines Gelächter. Zum Diner wurden kunstvolle Kuchen aus Ziegelmehl, „Schneestranitzeln" aus Seifenschaum bereitet, und biß der Harmlose hinein, dann war des Vergnügens kein Ende.

Natürlich machte man derlei Scherze weder bei älteren, noch bei hohen Persönlichkeiten. Im Gegenteile wurde diesen alles so gut und angenehm gerichtet, wie möglich; wir Mädchen schwelgten dann auch in Forellen, Torten und Champagner, besonders wenn Herzog Max zu Besuche kam. Der Herzog erzählte dann sehr fesselnd von seinen Reisen im Orient, von seinen interessanten Sammlungen im Schlosse Banz, und flocht historische Erinnerungen ein. Gemütlich rückte bei solchen Gelegenheiten Onkel Pepi mit seinen Erlebnissen heraus, die Tante ließ ihrem Humor freien Lauf und ließ ihre Lebensansichten ursprünglich und rechtschaffen hervorquellen. Der Jugend stand es offen, sich in das Gespräch zu mischen. Dann belebte sich der Herzog immer mehr und plante Konzerte und Feste in seinem Palais zu München, wozu er alle Anwesenden im Voraus einlud. —

Im Herbst lag man in Dietramszell dem Waidwerk ob. Fast nie fehlten Graf Arco Zinneberg und mein Vater dabei. Willy und einige seiner Freunde jagten auch mit. Man schoß Rehe, Hasen und Füchse, auch Ottern, Wiesel und Wildvögel. Emma und die weiblichen Gäste fuhren unter dem Kommando der Tante auf einen Wiesenplatz, wo Tische und Bänke für das Mahl nach der Jagd aufgeschlagen und mit Blumen geschmückt wurden.

Bei einer Fuchsjagd ging ich einmal mit dem Vater auf den Anstand.*) Ich durfte mich nicht rühren und regen: als ich

*) „Anstand, Ansitz heißt sich an den Ort stellen oder setzen, wohin das Wild zum Äsen oder auch beim Wechseln kommt." Kobell: Wildanger.

nießen wollte, verhinderte der Vater mein Vorhaben durch einen Blick, so daß ich wieder stumm wie ein Fisch blieb. Da krachte es, ob ich oder der Fuchs mehr erschrack, weiß ich nicht, jedenfalls war er, und nicht ich getroffen.

„So jetzt, Fräulein Luise, kommen Sie einmal mit mir auf den Anstand", sagte Louis Klenze, und bald standen wir unter einem Tannenbaum, ich der Dinge wartend, die nun kommen sollten.

„Wollen Sie sich nicht setzen? fragte er.

Ich machte nur ein verneinendes Zeichen mit den Augen.

„Warum reden Sie denn nicht, Fräulein Louise?"

„Reden? dürfen wir denn reden? bei dem Vater darf ich kaum schnaufen."

„Ja bei Ihrem Vater, aber ich bin froh, wenn kein Fuchs kommt, denn, wenn ich ihn fehle, brummt der Papa Schilcher den ganzen Abend, also plaudern wir und lassen den Fuchs Fuchs sein."

„Mir ist's recht."

„Ausgemacht, trabt einer daher, so schneide ich Gesichter und reiße die Augen auf, denn er soll die Augen auf den ersten Blick kennen."

„Und ich winke ihm mit dem Sacktuch ab."

Wir lachten und schwätzten voll Lustbarkeit die ganze Zeit; dann hörten wir Schüsse.

Mein Vater kam zu uns und sagte zu Klenze: „Diesmal geht's gut. Gestern hab ich auf der Treibjagd in den Stauden unter der Schiblitz ein Wildkalb geschossen und heut zwei Füchse, darunter einen Brandfuchs.*) Er hat gerad' die Nasenspitz aus dem Busch herausgestreckt, ich leg' mein Gewehr an den Backen, drück' los und schieß' ihn nieder. — Ist Ihnen kein Fuchs gekommen?"

„Ich habe keinen gesehen."

„Ja, wenn man's Jagdpech hat, ist's mit dem Schießen vorbei. War meine Tochter doch still?"

„Musterhaft, Herr Professor."

*) Ein Fuchs mit dunklem Balg.

„Das habe ich ihr beigebracht.“

Wir lachten alle drei.

* * *

Vielfach ward der in der Ludwigsstraße von Leo von Klenze in den Jahren 1833—1835 erbaute Palast des Herzogs Maximilian in Bayern*) durch Familienfeierlichkeiten und sonstige Feste belebt. Vornehmheit, Gemütlichkeit und ein reicher Glanz herrschten dabei. Außer diesen Festen fand hier auch des Herzogs originelle „Tafelrunde“ statt, der er als König Artus vorstand. Indes versammelte er nicht wie dereinst der britisch-bretonische Mythenheros 100 Paladine um sich, sondern beschränkte die Zahl der Geladenen auf 14 Ritter. Bisweilen erschien der Zauberer Merlin wie bei König Artus I., aber niemals die Fee Morgana, die ihrerzeit so viel Einfluß gehabt hatte. Die lebensfrohen Ritter waren folgende:

1) Der Kanzler Popo von Ammerland — Franz Graf Pocci.

2) Der „Truchseß“ Bomsen von Schaustein — Advokat von Schauß.**)

3) Der „Schenk“ Dietrich von Zell — Joseph von Schilcher auf Dietramszell.

4) Der „Jäger und Falkenmeister“ Hubert von Zinnenberg — Graf Max Arco von Zinneberg.

5) „Erster Kammerere“ Kraft von Oberappelstein — Herzogl. Geheimsekretär von Kraft.

6) „Zweiter Kammerere“ Carol von Achhausen — Karl von Vogel auf Ascholding.

7) Der „Marschalk“ Hausl von der Hackenbüchs — Herzoglicher Hofmarschall von Heusler.

---

*) Maximilian Herzog in Bayern, geb. 1808, vermählt 1828 mit dem zwölftgebornen Kinde Max Josephs I. Prinzessin Ludovika Wilhelmine.

**) Der Vater des jüngstverstorbenen, um das politische Leben so verdienten Reichs- und Landtagsabgeordnsten Friedrich von Schauß, sowie des auch als Verfasser des Katalogs der königlichen Schatzkammer rühmlichst bekannten Münzdirektors Emil von Schauß.

8) Der „Vehmrichter“ Karg Bebenburger — Baron Karg-Bebenburg.

9) Der „Hauptmann der Trabanten“ Fritze von Jüterbock — Zollvereinsbevollmächtigter Fritz Reiter.

10) Der „Rat“ Werner von Pernburg — Advokat Perner.

11) Der „Maler“ Guli von Maloria — Architekturmaler Wilhelm Gail.

12) Der „Meistersänger“ Kuno von Stein — Franz von Kobell.

13) Der „Geheimbschreiber“ Hans von der Truhen — Herzoglicher Geheimsekretär Mayler.

14) Der „Pfaff“ Pater Innocenz von St. Blasii — Architekt Fritz von Gärtner.

Aus den Satzungen, welche in zehn Kapitel zusammengefaßt sind, seien einige erwähnt:

Kapitel II. „Die Tafelrunde versammelt sich, wan Kunig Artus sie beschicket, einmal in der wochen.“

Kapitel IV. „Es soll in jeder wochen ein Ritter, und sofort einer um den andern die pflicht aufhaben, ein Ebentheuer oder etwan gar Fehdezug zu bestymben, wöllich von den Rittern zusampt in beratung genommen und ausgeführet werden.“

Kapitel V. „Solch Ebentheuer soll fürnemblich dahin gehen, ebenbürtig und ehrsambe Ritter zum Scharpfrennen zu fodern, als da sind die Gräfenberger, Hochheimer, Niernsteiner, Rüdesheimer, auch etwelch’ Franzmänner und Welsche, als da sind die Burgunder, die Herrn von Guyenne, von Pontac, Haut-Brion und Champagne. Sollen darbei auch Ungeheuer bekämpt werden, als da sind Aurochsen, Schiltkrotten, bös’ Gemuschel und andres Gewürm, soll dann auch gepürscht werden auf wilde Sauwen, Edelhirtzen und Hindinnen, wie auch auf wild Gevögel mit Ger und Falk, mit Messer und Gabel.“

Kapitel VI. „Soll jeder Ritter ein Kreutzlein tragen, wie Herr Artus dasselbe vorschreibet, mit dem Sprüchlein: ‚In dieser Rund zähl’ keine Stund.‘“

Kapitel VII. „Soll bei den Banketten jeder Ritter ain Trinkspruch oder sonst feine Red bey der Hand haben, weil söliches edlen Rittern wohl ansteht.“

Kapitel IX. „Soll auch ein Geheimbschreiber sein, die Chronik und Historie in geschrifft zu setzen und Verkunden zu faßen, wie auch Maler und Meistersänger dazu behilflich sein söllen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gegeben am Tag St. Blasii nach Christi gepurt Eintausend achthundert und in dem drey und vierzigisten Jare.“

Die Tafelrunde tagte in dem „grünen Salon mit den goldenen Flügelthüren“, und abwechselnd wurde von je einem Ritter der Speisezettel bestimmt. Wer sich dabei nicht als Sachverständiger erwies, mußte sich auf den Hohn und Tadel seiner unzufriedenen Genossen gefaßt machen, wie dies unterm 26. Januar 1843 in dem Gedichte Bomsen von Schausteins „an Kobell“ geschah.

„Mein Freund, dein Speisezettel
Ist doch ein wahrer Bettel.
Du saub'rer Tryphilin*),
Wo sind die Trüffel hin?
Wo ist der tête de veau?
Wo sind die Austern, wo?
Warum kein Caviar
Und gut Gemüs so rar?
Statt Braten aus der Lende,
Hast du nur eine Ente,
Statt herrlichem Fasan
Nur zähen Indian!
O Schuster bleib' beim Leist,
Laß deinen hohen Geist
Auf deine Steine nieder,
Und deine Bauernlieder!
Du schwarzer Rauchtopas,
Verdirb uns nicht den Spaß!
Sonst komm' ich hin und packe
Dich alte graue Wacke.

---

*) Franz Kobell benannte den ersten Band seiner Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart nach einem drei Oxide enthaltenden Minerale „Triphylin.“

Graf Pocci bekundete u. a. seinen Humor auf folgende Weise:

„Als ich neulich den Speiszettel gemacht,
Habt Ihr alle mich ausgelacht,
Bespöttelt, bekrittelt allzugeschwind
Schon vor der Geburt das neue Kind;
Selbst Seine Hoheit — ich übersah es nicht —
Machten ein ziemlich bedenklich Gesicht.
Ich aber schaffte und webte im Stillen
Mit Loret Eure Mägen zu füllen;
Und wirklich — ich habe mich nicht getäuscht
Und gut gewählt, was ihr erheischt;
Denn all' den Tafelrundrecken
Will mein menu vortrefflich schmecken.
Was ich aber geschäftig ersonnen,
Es war ganz bedächtig fein gesponnen:
Ein Künstlergedanke schön und groß
Löste aus meinem Gehirn sich los:
Ein sprechend Symbol wollt' ich hier geben,
Von allen Genossen und ihrem Leben.
Ist Ritter Schauß denn nicht die tortue,
Die uns zur Suppe gab ihre Brühe?
Caviar, der pikante, ist's Perner nicht,
O schaut ihm nur recht in's Gesicht;
Caviar ist ja doch eine Art Advokat,
Der die Speisen zu introduzieren hat.
Des Härings Symbol will ich lieber verschweigen,
Bescheiden mein Köpflein errötend neigen,
Doch seht nun des boeuf's gewalt'ge Natur,
Ich meine, versteht sich, das Leibliche nur,
Seht hier unsern Gärtner mit seinem Bauch
Und à la mode ist er ja wohl auch.
Die Knödelchen möchte ich Kobell'chen nennen,
Als bayrisch gemütlich müßt ihr sie ja kennen,
Dabei auch der Petersilie Geschmack,
Bedeutend den lustig pikanten Schnack.
Ganz zierlich greift gierig nach einem Spieß
von Vogel — Spießvogel ist er dann gewiß.
„O wär ich ein Vögelein, ich flög über's Meer,"
von Vogel auf Ascholding spieß nicht zu sehr!

Ein südlich Gewächs maurisch span'scher Struktur,
Sind Brocoli, eine Gemüßarchitektur,
So grünlich und blaß wie Ritter Gail, —
Wird ihm nach Belieben auch Bordeaux zu teil.
Galantine aux Poulets eine preußische Speise
Die brachte wohl Reiter aus letzter Reise,
Sie ist ein „Jemengsel“ berlinisch fein,
Aber etwas „bayrische Hendln“ darein
Bedeutend, daß Reiter der zarte Preuße
Doch gerne in bayrische Brocken „beuße“!
Der Hase, ein lieblicher Braten,
Der Jägerei Bild, ist vortrefflich geraten;
Woll'n Arco und Schilcher auch nicht Hasen sein,
So hauen und schießen sie doch tüchtig drein.
Und nun bleibt mir nur noch der Pudding allein,
Symbol uns für Mayler und Heusler zu sein.
Pudding ist ein Wesen von gutem Geschmack,
Besonders mit brennendem Rum und Arak,
So greifet denn beide recht fleißig nach Wein,
Damit eure Häupter auch brennend sein!
Nun bin ich zu Ende mit meinem menu
O glaubt mir, das war keine kleine Müh!
Für jedwede Schüssel ein Porträt zu finden,
Doch laßt mich zum Schlusse das Beste noch künden
Der Wein! ist er nicht unsere Wonne
Ist er nicht die glühende Sonne,
Nach der wir uns Alle hinwenden,
Will sie ihre Strahlen uns spenden?
So sei denn — begeisternder Sonne Schein —
Für uns König Artus der Wein.
Ihn preis' ich zu jeglicher Stunde,
Laßt kreisen von Mund zu Munde
Den Becher, gemeinsam zu schrei'n:
Vivat König Artus — der Wein.“ —

Kobell hat u. a. folgendes Lied zum Besten gegeben:

Des Reiters Rosse.*)

„Hallo mein lieber Reiter,
Sag an, wie heißt dein Pferd,

---

*) Erinnerungen in Gedichten und Liedern von Franz v. Kobell. München, Verlag von Braun und Schneider.

Wie heißt der edle Rappe,
Nach dem mein Herz begehrt?

Das will ich dir wohl sagen,
Bordeaux ist er genannt,
Das ist ein willig Tierchen,
Feinmäulig in der Hand.

Und sag', wie heißt der Falbe
So stark und untersetzt,
Mit etwas dickem Halse,
Zu wenig eingehetzt?

Der heißt der Gräfenberger,
Wie schön trägt er den Schweif,
Ein Vollblut ächter Race,
Mit fünfzig noch nicht steif.

Und sag', wie heißt der Braune,
Der schwerste, den du hast,
Er scheint etwas phlegmatisch
Ist wohl ein lahmer Gast?

Das ist mein Nachtgaul, weißt du,
Just kein brillantes Tier,
Doch gut und nicht empfindlich,
Wir nennen ihn nur Bier.

Und sag', wie heißt der Hetzer,
Voll Possen, flink und leicht,
Die schlanke Isabelle,
Die keinem Graben weicht?

Das ist die Sillerine,
Ihr Vater heißt Humor,
Die Mutter Galoppine,
Die rennt mir allen vor.

Und sag', wie heißt der Schimmel,
Der so gern Zucker frißt,
Der stets daheim im Stalle,
Wo alles ihn vergißt?

O Freund, der alte Klepper,
Mit dem ist's eine Not,
Man nennt ihn Zuckerwasser,
Er frißt das Gnadenbrot."

Zu solcher Kurzweil gesellten sich Umzüge und Turniere, alle im Sinne des lachenden Philosophen; deßgleichen „Heraldische Erklärung der Schildereyen an dem Huldigungs-Monumente, dem Tafelstuck, welches dem König Artus von der gesamten Ritterschaft der Tafelrunde ehrfurchtvollst dargebracht wurde.“

So speisten die Ritter auf silbernen Tellern und tranken aus silbernen Humpen; dabei sprachen sie manch' goldenes Wort und sangen manch lustiges Lied; da König Artus befahl:

„Vergeßt in meiner Halle,
Was euch das Herz betrübt;
Vergeßt die Leiden alle,
Die euch das Leben gibt.

Denkt nur an Freud' und Wonne,
Versenkt den Gram im Wein,
Der perlet aus der Tonne,
Gereift im Sonnenschein.“

Mit heiterem und vornehmen Geschmacke lenkte der Herzog auch die bei Schilchers erwähnten kleinen Bälle in seinen Appartements, zu welchen er Freunde und deren Familien lud. Frau von Heusler, die Gemahlin seines Hofmarschalls, machte hiebei die „Honneurs“, und der Schilcher'sche Bekanntenkreis, bildete sozusagen den Grundstock der Gesellschaft.

Es war ein Festtag für mich, wenn ich mit den Eltern zu einem Ball bei dem Herzog Max fahren durfte. An der Thüre seines schmucken Empfangzimmers bewillkommnete der hohe Fürst mit verbindlichem Gruß jeden Gast; den Frauen und Mädchen reichte er je einen Blumenstrauß. Im Tanzsaale spendeten Springbrunnen unter herrlichen Blattpflanzen Kühlung. Das Orchester schmetterte hinter grünem Buschwerk, seine Einladung zum Tanze hervor. Wie wurde ihr Folge geleistet!

Alt und Jung tanzte, plauderte und lachte. Beim Souper trieb der Champagner auch seine geistigen Blüten, denn mancher Gast war ein Meister der Rede, und dafür, daß sich dieselbe in froher Tonart bewege, ward reichlich gesorgt.

Ein buntfarbiges Bild bot der Zirkus im Hofraume des Palastes, wenn Herzog Max Vorstellungen der höheren Reitkunst geben ließ. Dabei kam es vor, daß er selbst auf seinem Lieblingspferde die hohe Schule ritt. Den Gästen des Herzogs waren Logen angewiesen, da saßen Eltern und Kinder, und erblickten ein Kunststück um das andere auf prächtigen Pferden, denn Roß und Reiter überboten sich an Glanz und Geschicklichkeit.

Zur Fastenzeit erließ der Herzog Einladungen zu seinen Konzerten. Man traf dort die gleiche Gesellschaft wie auf den Bällen. Wieder waren die Räume in entzückende Gärten verwandelt. Nirgend ein Gedränge, da eine Bank unter Rosen, dort ein Stuhl unter grünem Bux oder Kamelienflor. Bald trug ein Mozart'sches Quartett für Streichinstrumente die Gedanken aufwärts, bald zauberte des Herzogs eigenes Zitherspiel oder das Petzmaiers den Zuhörer in die Gebirgswelt und in deren frisches Thun und Treiben. In den Pausen nahmen Herren und Damen Erfrischungen zu sich, wandelten in heiterer Unterhaltung in den schönen Räumen auf und ab, nirgend eine Dissonanz, selbst in der Luft nicht, denn sie war nicht heiß, nicht kühl, sondern mit ihrem Blumenduft recht dazu angethan, die Musik mit vollen Zügen genießen zu lassen. Gepriesen sei der Schöpfer solch edler Lebensgenüsse.

Viertes Kapitel.

Festliche Ereignisse in der Königsfamilie.

Erfuhr auf politischem Gebiete der König in der zweiten Epoche seiner Regierung manches Unerfreuliche, so gewährten ihm die Freuden, die er gerade um diese Zeit in seiner Familie erlebte, reiche Entschädigung, und er empfand bei diesen Gelegenheiten, wie innig trotz allem das Band zwischen Fürst und Volk geschlungen war. Fand doch jedes frohe Ereignis im bayerischen Königshause den lebhaftesten Widerhall im ganzen Volke. Freudig wurde das Hochzeitsfest der Prinzessin Mathilde mit dem Großherzog von Hessen gefeiert (26. Dezember 1833). Und welcher Jubel herrschte 1842 zu München bei der Vermählung der Prinzessin Adelgunde mit Herzog Franz V. von Modena (30. März) und bei der des Kronprinzen Maximilian mit Prinzessin Maria von Preußen (12. Oktober, durch Procuration am 5. Oktober zu Berlin). Im Jahre 1844 jauchzte die Bevölkerung abermals hohen Neuvermählten zu. Denn am 29. April fand der Einzug des geliebten Prinzen Luitpold statt mit seiner zu Florenz angetrauten anmut- und geistvollen Gemahlin Auguste, Tochter des Großherzogs Leopold II. von Toscana, und am 1. Mai wurde die holde Prinzessin Hildegard dem Erzherzog Albrecht von Österreich angetraut. Innige Gebete am Altar und fröhliche Trinksprüche bei der Tafel bewegten die Beteiligten, und Glück und Glanz hüllte diese Feste ein. „Am Bankett von Hildas Trauungstag saßen 50 Fürstlichkeiten“, schrieb König Ludwig an

seinen Sohn König Otto von Griechenland. Außer Rand und Band vor Freude waren die Pagen, welche bei diesen Gelegenheiten die Allerhöchsten Herrschaften bedienen durften. Unter jenen war Freiherr Otto von Völderndorff, der nachmalige Verfasser der geistreichen „harmlosen Plaudereien.“*) Er erzählte mir unlängst in seiner poetischen humoristischen Art Folgendes aus dieser herrlichen Zeit: „Damals, als ich in der Pagerie war, standen Prinzessin Adelgunde und Prinzessin Hildegard in der vollsten Blüte ihrer jugendlichen Schönheit, und das wäre kein rechtes Pagenherz gewesen, das für eine Königliche Hoheit nicht in ehrfurchtsvollster Minne entbrannt wäre! Die männliche Ruhe des Herzogs von Modena entrüstete uns, da er nach unseren Begriffen an der Seite seiner holdseligen Braut nur aufgelöst in Bewunderung hätte dasitzen sollen. Als sie ihm einmal mit Erlaubnis der Königin Therese nach der Tafel einen Kuß gab, priesen wir ihn so glücklich, daß wir in der Klasse sagten, für ein solches Glück sein Leben geben, wäre eine Wonne!“ —

„Bei der Hochzeit des Erzherzogs Albrecht mit Prinzessin Hildegard war auch dessen Vetter, der berühmte Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, in München anwesend. König Ludwig I. hatte ihm am Morgen die Residenz gezeigt, und auf die beiden Broncelöwen vor dem Eingangsportale deutend gesagt: »Das Symbol der bayerischen Treue«. Nun wollte es das Schicksal, daß Abends der erste Bierkrawall ausbrach, und die in der Residenz versammelte hohe Gesellschaft hörte mit Staunen ein ihr unbekanntes, eigentümliches Trommeln. Selbst die Offiziere wußten nicht, was das bedeuten sollte, nur Erzherzog Karl bemerkte trocken: »Ich kenne dies Trommeln noch von Anno dazumal, das ist der Bayerische Generalmarsch. Da muß etwas los sein.« Begierig eilten die Anwesenden, darunter auch ich als aufwartender Page, in die an der Residenzstraße gelegenen Gemächer, öffneten die Fenster und er-

---

*) Harmlose Plaudereien eines alten Münchners von Otto Freiherrn von Völderndorff. München 1892. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

blickten eine erregte Volksmenge, welche schrie und johlte. König Ludwig I. frug: »Was ist denn das?« Erzherzog Karl klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: »Nun, nun, die Bayerische Treue brüllt eben.«

„Und wie entsinne ich mich des Vorzimmers, in dem wir Pagen oft warten mußten, den reichen Plafond und den Fries bewunderten den olympisch decoletierte Göttinnen schmückten. Aber so oft ich zu ihnen hinaufsah, rief unser Direktor: »Auf den Boden schauen, Männle!«"

Mit Vorliebe erzählte Völdernborff auch von den Hochzeitsfeierlichkeiten des Kronprinzen Maximilian (dann König Maximilian II.), da er so glücklich war, „der wunderschönen Braut" Prinzessin Marie als „Spezialedelknabe" zugeteilt gewesen zu sein. Er stahl mit der Geschicklichkeit eines pick pocket ein Zweiglein aus ihrem Myrthenkranz, das er wie eine Reliquie aufhebt. Bei dem Hochzeitsmahle hatte er einen riesigen Rheinsalm herumzureichen, welcher sich aber nicht mehr durch Jugendfrische auszeichnete. Königin Therese winkte eilig ab — mit stoischer Ruhe servierte Völdernborff weiter, von Prinzessin zu Prinzessin, die verneinend nickten, da kam er zu König Ludwig, der ihn energisch zurückwies, und mit Stentorstimme über die Tafel rief: „Saporta, Saporta" (damals Hofmarschall), „der Fisch, der Fisch!" Der Fisch wurde ein geflügeltes Pagenwort und hat manch mutwilligem Edelknaben eine Strafe auf den Hals geladen. — „Und als nach dem Souper der Cortège (ich als Schleppträger der Braut besonders wichtig) das jungvermählte Paar an deren Gemächer geleitete, war die Eingangsthüre versperrt — lächelnd sagte Maximilian zu der errötenden Kronprinzessin: »la porte du paradis est fermée«, was natürlich die schlimmen Pagen zum Schmunzeln brachte, und die weitere Äußerung veranlaßte: »Voyez Vous ces polissons, je crois qu'ils veulent comprendre.«" —

Am 7. Januar 1845 wurde den glücklichen Eltern Prinz und Prinzessin Luitpold ein Erbe geboren, und König Ludwig I. kündigte voll Freudigkeit seinem Sohne Otto an, nun sei er end-

lich Großvater geworden!"*) Die Taufe des Prinzen, der die Namen Ludwig Leopold Joseph erhielt, fand im Thronsaale statt, inmitte der 12 Standbilder hoher Ahnen.

Und im nächsten Frühjahr sah Prinzessin Hildegard einem frohen Ereignisse entgegen. Königin Therese begab sich deshalb zu ihrer Tochter nach Wien. Im Gefolge der Königin auf der Fahrt dahin befanden sich außer den Hofdamen Ihrer Majestät der Hofmarschall Graf Dürckheim und der Leibarzt Geheimrat von Breslau. Die Fahrt weist noch ganz die damalige gemütliche Reiseart auf, weshalb es gewiß anmutet, wenn ich sie hier kurz wiedergebe.**)

Das herrlichste Juniwetter begünstigte die Reise. Ohne Hast fuhren die Reisenden in luftigen Wagen nach Regensburg, wo die Königin von blau-weiß gekleideten Mädchen und blau-weiß gesinnten Männern und Frauen begrüßt und mit Blumen beschenkt wurde. Sie stieg im Gasthofe zum goldenen Kreuz ab und empfing dort ihre Schwester, die Fürstin von Thurn und Taxis, und deren Gemahl, ferner den Präsidenten Freiherrn von und zu Rhein, den künftigen Fürstbischof von Breslau, v. Diepenbrock, General und Generalin Seyssel, die sie insgesamt zur Tafel lud. Am anderen Morgen ging die Fahrt auf dem mit Eichenlaub geschmückten Dampfschiffe „Maximilian" auf der Donau weiter, an der Walhalla vorüber und an Metten, wo die Klosterschüler in Reih und Glied aufgestellt ihre Ehrfurcht bezeugten. In Passau erwarteten der Bischof und seine Geistlichen, die weltlichen Behörden, Jung und Alt aus der Bevölkerung die Landesmutter, und der Willkommschor bewegte sich in allen Tonarten. Von der Festung dröhnte es herab, die Glocken stimmten darein. Ein kurzer Auf-

---

*) Der Hofmaler J. N. Heigel stellte die Prinzessin Luitpold mit ihrem erstgebornen Sohne Ludwig auf dem Schoße in einer feinen Aquarelle dar, und die von Schöninger danach gefertigte Galvanographie bürgerte sich in allen Kreisen ein.

**) Des Leibarztes Dr. von Breslau hübscher Brief an seine Familie, welcher die Beschreibung der Reise enthält, wurde mir gütigst von seiner Tochter, Frau von Auer, zur Verfügung gestellt.

enthalt und das Schiff dampfte weiter. Von den schnell dahin gleitenden Fahrzeugen stachen am linken Ufer die Flöße ab, die von Pferden, an Seilen gespannt, langsam und mühsam stromaufwärts fortgezogen wurden. Das erste vorgespannte Pferd wird der Waghals genannt, weil es im Vorwärtsgehetn an Tiefen gerät und sich bei der Gefahr ruhig verhalten muß, um nicht die nachfolgenden Pferde scheu zu machen. In Linz wurde im Gasthofe „Zum goldenen Stern" das Nachtquartier genommen. Morgens 7 Uhr fuhr die Königin mit Gefolge auf dem Dampfschiff „Stadt Wien" weiter, und landete 3 Uhr Nachmittags bei Nußdorf.

„Rührend," schreibt Doktor Breslau, „war das Wiedersehen von Mutter und Tochter, denn Erzherzogin Hildegard war mit ihrem Gemahl eingetroffen und lag nun der Königin in den Armen".

Nun ging es flugs in zwei sechsspännigen Chaisen mit Siebenbürger Grauschimmeln nach Wien.

Das Palais der Erzherzogin Beatrix stand der Königin zur Verfügung.

Am 15. Juli herrschte innige Freude im Palast, denn Erzherzogin Hildegard war durch die Geburt einer Prinzessin beglückt; am 16. fand die feierliche Taufe statt. Die kleine Prinzessin erhielt die Namen Maria Theresia Anna. Die regierende Kaiserin war Pathin, außer ihr waren bei der Taufe zugegen die Kaiserin-Wittwe und Napoleons Wittwe, Königin Therese von Bayern, fünf Erzherzoginnen, zehn Erzherzoge und reiches Gefolge. Die regierende Kaiserin gab der hohen Kindbetterin als Kindbettgeschenk ein Collier von Smaragden und Brillanten, worunter der kleinste Smaragd den Umfang eines Zwetschgenkerns und der größte den eines Aprikosenkerns hatte.

Beim ersten Lever erhielt die Wöchnerin nach Wiener Sitte von der Erzherzogin Sophie einen von Golddraht geflochtenen, großen Korb, mit hohlen Knäueln von Goldfäden und zierlich gewickelten Formen aus goldenem Gewebe angefüllt. Dieses Gewebe sollte an die Damen, welche die Wöchnerin besuchten und ihr Ge-

sellschaft leisteten, verteilt werden, damit sie es wie Seide- und Leinwandfleckchen zu Charpie verzupfen, um es später zu einem frommen Zwecke zu verwenden.

Die großväterlichen Freuden Ludwigs I. mehrten sich, denn nach einigen Wochen wiegte die zurückgekehrte Königin Therese auch zu Nymphenburg einen Enkel auf den Armen. Am 25. August 1845 erblickte Ludwig Otto Friedrich Wilhelm (nachmaliger König) das Licht der Welt. Daß seine Geburt auf das Geburts- und Namensfest Ludwigs I. fiel, betrachtete die glückliche Königsfamilie sowie die jauchzende Bevölkerung als Zeichen, daß er unter einem guten Stern geboren sei. Aber später zeigte sich leider, daß man sich auf Zeichen und Sterne nicht immer verlassen darf.

Fünftes Kapitel.

Das Jahr 1848.

Im bayerischen Landtag ging es seit einiger Zeit stürmisch zu. Der Zankapfel war die Errichtung neuer Klöster. Die Streiter der streng katholischen Partei hatten das Feld behauptet. Fürst Wallerstein, Minister des Innern und des Kultus, war im Jahre 1837 um Enthebung von seinem Posten eingekommen und hatte sie von dem Könige „mit huldvollem Ausdrucke des Dankes für seine Dienste" erhalten. Finanzielle Verhältnisse fielen bei Wallerstein gleichfalls in die Wagschaale. An seine Stelle war Abel, das ehemalige Regentschaftsmitglied in Griechenland, berufen worden. Dessen System war ultramontan. Die Fehde zwischen Katholiken und Protestanten entbrannte nun mit Leidenschaftlichkeit. Die Zensur erregte Ärgernis sowie die neue Studienordnung, welche den Freisinnigeren als Hemmschuh wissenschaftlichen Strebens galt.

* * *

Am 9. Oktober 1846 ging ich die Briennerstraße entlang, da sah ich vor dem Bayersdorf-Palais eine schwarzgekleidete Dame, einen Schleier auf dem Kopf, einen Fächer in der Hand, des Weges kommen. Plötzlich funkelte mir etwas ins Gesicht, ich blieb jählings stehen und betrachtete verwundert die Augen, die dieses Gefunkel verbreiteten. Sie leuchteten aus einem blassen Gesichte, das einen lächelnden Ausdruck über mein bewunderndes Anstarren

annahm. Dann ging sie oder schwebte vielmehr an mir vorüber. Ich vergaß ganz die mir von Madame Clavelle eingeprägte Anstandslehre, „nie umzusehen“ und schaute ihr nach, bis ich nichts mehr von ihr erblicken konnte.

So, dachte ich mir, müßten die Feen in den Mährchen gewesen sein. Fast atemlos eilte ich nach Haus, und erzählte von der Begegnung. Marie und Emma teilten meinen Enthusiasmus durch ein langgestrecktes Aah! aber der Vater sagte fast verdrießlich: „Das wird die spanische Tänzerin Lola Montez gewesen sein.“

„Sie tritt ja morgen im Theater auf, da kannst du von mir aus in die Loge gehen“, bemerkte die Mutter, „ich mache mir nichts aus dem Ballet.“

Ich dankte lebhaft, denn ich wollte sehen, ob dies wirklich die spanische Tänzerin war, oder am Ende doch eine Andere, die auch den Vater entzückt hätte.

Ich ging also Samstag den 10. Oktober ins Hoftheater; weil ich viel zu frühe in die Loge kam, las ich erwartungsvoll den Zettel: „Der verwunschene Prinz. Schwank in 3 Akten von J. v. Plötz. In den beiden Zwischenakten tanzt Demoiselle Lola Montez aus Madrid spanische Nationaltänze.“ Dann sah ich voll Ungeduld den Vorhang an, lauschte dem ersten Akte des Lustspieles, nun fiel wieder der Vorhang. Jetzt erhob er sich, da erschien meine Fee von gestern, Lola Montez.

Im Parterre klatschte und zischte man; das Letztere „wegen der verschiedenen Gerüchte“, erklärte meine Nachbarin, „denn Lola Montez soll eine Missionärin der englischen Freimaurer sein, eine Feindin der Jesuiten — eine Coquette, die schon Liebesabenteuer in allen Weltteilen erlebt hat, nach den Berichten der Zeitungen.“

Lola Montez stellte sich inmitte der Bühne, nicht in Trikots mit dem üblich kurzen Balleträcklein, sondern in spanischer Tracht, mit Seide und Spitzen angethan, da und dort schimmerte ein Diamant. Sie blitzte mit ihren wunderbaren blauen Augen, und verbeugte sich wie eine Grazie vor dem Könige, der in seiner Loge

saß. Dann tanzte sie Nationaltänze, wobei sie sich in den Hüften wiegte und bald diese bald jene Haltung einnahm, voll unerreichter Schönheit.

So lange sie tanzte, fesselte sie alle Zuschauer; die Blicke hafteten an ihren geschmeidigen Körperwendungen, an ihrer Mimik, die oft von der glühendsten Leidenschaft in die anmutigste Schalkhaftigkeit überging. Erst als sie aufhörte, sich rhythmisch zu bewegen, war der Bann gebrochen, und „der Spektakel ging wieder los", wie mein Onkel trocken bemerkte. Aber ich ging ganz verzückt nach Hause.

Am 14. Oktober 1846 trat Lola Montez zum zweiten und letzten Mal im k. Hoftheater auf. Sie tanzte nach dem Lustspiele: „Der Weiberfeind von Venedix" die Cachucha und im Zwischenakte des Schwankes „Müller und Miller" den Fandango mit Herrn Opfermann. Um etwaige Zeichen des Mißfallens zu übertäuben, soll eine Claque von Gendarmen in Zivil, sowie das technische Theaterpersonal im Parterre gewesen sein. Allein die Maßregel war umsonst, da Lola Montez allgemeines Gefallen erregte. Der König hatte sie, wie sonstige fremde Künstler und Künstlerinnen, vor ihrem Gastspiele in Audienz empfangen; ihre Schönheit und ihre anregende Unterhaltung entzückte Ludwig I. Überdies erfreuten ihn ihre Erzählungen über Spanien, wohin er zu reisen gedachte, sowie der in das Gespräch eingeflochtene Sprachunterricht. Mit der Zeit las diese geistreiche Bajadere ihrem königlichen Gönner Calderons Dramen vor, und fügte zu der Poesie des Don Quixote, die ihres Vortrages.

Unterdessen ging das im Unschuldskleide bekannte Gespenst „Man sagt" von einem zum Anderen, und erregte den König und seine Unterthanen. Eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich bald der Bevölkerung. Unter den Studenten war eine Spaltung eingetreten. Einige, der Verbindung „Palatia" angehörend, machten sich zu Satelliten der „Tochter Babels", weßhalb sie von den übrigen Studenten aus dem Korpsverbande gestoßen wurden. Sie gründeten eine neue Verbindung „Alemannia".

Liberale und Ultramontane feindeten sich mit neuer Kraft an. Joseph Görres, das Haupt der Strengkatholischen, eiferte gegen Lola und ihren Einfluß. Die Presse schürte. Schmähreden und Schmähschriften ereilten die Tänzerin. Sie rächte sich durch ihre Wünsche bei dem König, den sie mehr und mehr für sich einzunehmen verstand. Sie drang auf ihre Erhebung in den Adelsstand, welcher ihr die höheren Kreise erschließen sollte. Zur Aufnahme in die Adelsmatrikel mußte man das bayerische Indigenat erwerben, und so kam die Sache damals in den Staatsrat.

Dieser trat dem Gesuche entgegen, desgleichen das Ministerium, das dem Monarchen in einem Memorandum seine Gründe darlegte, auf welche sich der Wunsch stützte, Lola Montez aus Bayern entfernt zu sehen. Die Wirkung glich der Kugel, die den trifft, der sie abfeuert.

Die Schwester eines Ministers las eines Tages im Geheimen das Memorandum, teilte es im Geheimen ihren Freundinen mit, diese lasen es gleichfalls im Geheimen, dann wanderte das wichtige Schriftstück in das geheime Fach des Schreibtisches zurück, und plötzlich — man wußte nicht wie noch woher, erschien der Inhalt des Memorandums in der Zeitung.*) Die Minister erschracken heftig, der König glaubte an Verrat — das Ministerium Abel wurde 17. Februar 1847 entlassen und durch das Ministerium Maurer—Zu-Rhein ersetzt.

Auch Anhänger des Ministeriums, darunter die Professoren Moy, Höfler, Deutinger, Philipps und der ausgezeichnete Döllinger, erhielten ihre Entlassung. Selbst als Kammermitglied mußte der Letztere auf des Königs Geheiß austreten.

Die Lola Montez-Angelegenheit, welche in eine politische übergegangen war, trat nun als Gesprächsepidemie zu München auf, die fast alle Bewohner ergriff. Mein Großvater väterlicherseits Franz von Kobell blieb indeß stumm dabei und verlangte dies auch von seiner Familie. Er ließ die Jalousien an seinen Fenstern

*) Ignaz von Döllinger. Erinnerungen von Louise von Kobell. München 1891. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

herunter, um keine Tumultuanten zu sehen, und schnitt kalt die Rede ab, wenn seine Frau oder eines seiner Kinder die Tagesereignisse erwähnten.

Unvergeßlich ist mir ein Besuch, den ich mit den Eltern und Schwestern in jener Zeit bei ihm machte. Schon an der Hausthüre lauerte uns die gute Großmutter auf und bat uns mit leiser Stimme, ja nichts von der Lola zu sprechen, dies mache den Papa krank. Wir nickten ihr zu und begrüßten sodann den Großvater. Er erwiderte zeremoniell freundlich den Gruß, dann setzten wir uns steif zu ihm. Die Stille in dem dämmerigen Zimmer bildete einen seltsamen Gegensatz zu der Aufregung, die auf der Straße herrschte. Nur dann und wann drang gedämpft der Lärm durch die verhängten Fenster herauf. Der Großvater fragte meine Mutter und mich, ob uns die Bälle im Karneval nicht ermüdet hätten, und meine Schwestern in französischer Sprache, wie ihnen die „Zauberrose“ in der maskierten Akademie gefallen. Dann bat er den Vater, ihm die Schießbaumwolle zu erklären, welche Professor Schönbein soeben entdeckt hatte,*) und dann sprach er von dem Vertrag mit Sachsen wegen Jagdfrevels. Nachdem alle Fragen des Großvaters beantwortet waren, trat eine Pause ein, das wirre Straßengesumme drang etwas herauf, der Großvater nahm mit einem peinlichen Gesichtsausdruck seine Dose und bot meinem Vater eine Prise an; da erzählte ich von der Posse „Nach Mitternacht“, die ich im Theater gesehen und wiederholte Einiges aus dem Monologe des Aktuars Schlummer, den der Komiker Lang dargestellt hatte, so lustig, daß das Publikum nicht aus dem Lachen kam. Die liebe Großmutter lachte sogar schon bei meiner Erzählung und als der Vater aufbrach und wir uns bei dem Großvater feierlich empfohlen hatten, sagte sie, uns begleitend, ganz heiter: „Diese Visite ist ja recht gut abgelaufen.“

---

*) Professor Schönbein in Basel entdeckte um die Mitte des Jahres 1846 die Schießbaumwolle; gleichzeitig und unabhängig von ihm ward sie von Böttger in Frankfurt a. M. entdeckt.

Anders war mein Großvater mütterlicherseits, Staatsrat Ägid von Kobell. Er sprach fortwährend von den „schlimmen Zeiten“, ärgerte sich über Abel und über das Memorandum, denn „der König hätte nicht die Minister gebraucht, um zu wissen, was recht ist“, ärgerte sich über die griechischen Zustände und über die englischen Zeitungen, über den außerordentlichen Landtag und über die Börsenspekulationen; er ärgerte sich über alles und kam immer wieder darauf zurück, „Abel und das ganze Ministerium habe nicht Dankbarkeit noch Takt gegen den König bewiesen.“

Außerdem hatte er Sorgen. Sein fortwährendes Bauen in Rottach, seine Ökonomie, deren Bewirtschaftung er nicht verstand, verschlang große Summen, er sah zerrinnen, was er erworben hatte. Einige seltsame Persönlichkeiten, welchen er sein Vertrauen geschenkt hatte und deren Versprechungen sich nie in Thaten verwandelten, seine abnehmende Gesundheit, das alles trug dazu bei, aus dem jovialen Mann einen ernsten zu machen.

Lola Montez ward zur Gräfin Landsberg erhoben. Angesichts dieser Thatsache stellte der Universitätsprofessor Lassaulx den Antrag an den Senat, dem Exministerium eine Adresse in Anerkennung des Memorandums zu überreichen.

Dieser Antrag erzürnte den König und hatte Lassaulx’ Quiescenz zur Folge. Eine lebhafte Aufregung bemächtigte sich der Studenten. Sie zogen vor das Haus des Professors und huldigten ihm enthusiastisch, dann zogen sie in die Theresienstraße vor Lolas Wohnung*) und machten ihrem Zorn in einer Demonstration Luft. Gräfin Landsberg stellte sich an’s Fenster, hob höhnisch ein Glas Champagner in die Höhe und trank es aus. Aber die verächtlichen Blicke und Geberden der Angesammelten reizten alsbald ihre Wut; sie ergriff eine geladene Pistole und machte Miene, sie auf die Studenten abzufeuern. Der hinter ihr stehende Artillerie-Lieutenant

*) Bald darauf bezog sie das ihr von dem Könige geschenkte Haus in der Barerstraße, wo sie glänzende Gesellschaften für ihre Anhänger gab, — ein Gemisch von Schwärmern, Strebern und Schmarotzern. Der König beehrte trotzdem des öfteren mit seiner Gegenwart Lolas Salon.

Nußbaum hinderte sie noch rechtzeitig daran, wofür sie ihm eine Ohrfeige gab. Der arme Lieutenant mußte später den Vorfall mit seiner Entlassung aus dem Heere büßen.*)

Ständige Konflikte wegen der Gräfin Landsberg führten zu einem neuen Ministerium Fürst Wallerstein, in dem sich nun Lola's Freund, Staatsrat Bercks, befand. Charakteristisch für ihn ist, daß er bei einem Kommers der Alemannen diese pries, sowie „ihre Freude zu den Studien, ihre Sittlichkeit und Humanität im Gegensatze zu dem anmaßenden Wesen der übrigen übersprudelnden, mitunter verdorbenen Universitätsjugend.“

Die Franken, Schwaben, Bayern, Isaren, und wie sie alle hießen, waren aufs Tiefste beleidigt und nicht nur Professoren u. A., sondern auch das ewig Weibliche hielt bei der Gelegenheit zu ihnen wie Stahl und Eisen.

War ich Abends in der Familie Thiersch zum Thee, so drehte sich das Gespräch um diese Angelegenheit, und meine Freundin Louise und ich folgten eifrigst jedem Ausspruche ihres Vaters, der als Universitätsrektor einen großen Einfluß auf die Studenten übte.

Auch bei Schilchers entflammte dieses Thema die Gemüter, und wenn einer der jungen Leute beim Souper ein Pereat auf Bercks ausbrachte, so fehlte wenig, daß wir Mädchen ihm nicht einen Kranz auf's Haupt setzten, wie dereinst die Ritterfräulein einem biederen Heißsporn.

Aber neben diesen politischen Anwandlungen musizierten wir, tanzten, gingen spazieren, nähten und strickten, lasen und schwärmten für Komponisten und Theatersterne. Die eigentümlichen Lieder

*) Artillerie-Lieutenant Nußbaum, ein liebenswürdiger, sehr begabter junger Mann, war von heftiger Neigung für Lola entflammt. Ich erinnere mich, daß am Tage vor dem oben besprochenen Vorfall ein älterer Kamerad Nußbaums zu uns kam und uns mitteilte, er habe den Verliebten in sicheren Gewahrsam hinter Schloß und Riegel gebracht, um ihn zu verhindern, eine Thorheit zu begehen. Doch was kann die Klugheit gegen die Leidenschaft ausrichten; Nußbaum sprang aus dem Fenster der hochparterre gelegenen Wohnung und eilte zu seiner Circe.

„La Bagnéraise“, „Halte là!“, „Les montagnards sont là!“, welche die pyrenäischen Sänger im Odeon gesungen hatten, hallten in manchem einheimischen Salon nach, und die „Wüste“ von Felicien David erfrischte die Menschen in diesen Tagen, obwohl das sonst bei der Wüste nicht der Fall ist. Über Berlioz' „Episoden aus dem Leben eines Künstlers“ stritt und schwärmte man, und Paganini's „Karneval von Venedig“, den Cavaliere di Bianchi, im Hoftheater nach einem Lustspiele geigte, bezauberte. Angenehm war die Ausfüllung der Zwischenakte durch Musik, Deklamation oder Tanz, indeß man sich jetzt in denselben eigentlich langweilt.

An die „humoristische Vorlesung“ von Saphir nach dem Lustspiele „Die freie Wahl“ erinnere ich mich noch mit Vergnügen, sowie an Marie Taglioni's „Sylphide“, nach dem „Weiberfeind“ und an Taglioni's „Nymphe“ nach dem Lustspiele „Die junge Pathe“. Mehr Sinn hatte man damals auch für eine harmlose Fröhlichkeit in den Theatervorstellungen, z. B. erfreute sich Jung und Alt an Pentenrieders melodischer Operette „Der Hausverkauf“. Einen höheren Pulsschlag verursachten mir die Premières im Hoftheater, als ich im Familienkreis den folgenden Aufführungen beiwohnte: „Der Roago — ländliche Szene mit Gesang von Franz von Kobell, Musik von Ignaz Lachner“ und „Der Rauba“, „mit Volksliedern“. Welche frische Poesie in Wort und Ton, und welcher Genuß, das Lisei von Madame Diez und den Knecht Girgl von Herrn Lang zu sehen und zu hören! (1847). — Der Schauspieler Grunnert schlug andere Saiten in den Herzen an, als Mephistopheles, als Shylock — und als Franz in den Räubern. Aber alle Begeisterungsnerven setzte „Demoiselle Jenny Lind“ in Bewegung, wenn sie als Agathe im Freischütz, als „Regimentstochter“, als Susanne in Figaros Hochzeit u. s. w. auftrat. (1846 u. 1848).

Inzwischen war das verhängnißvolle Jahr 1848 angebrochen. Am 29. Januar starb Joseph Görres, der offenkundige Gegner der Gräfin Landsberg; mehr dadurch als durch seine Schriften „Swedenborgs Visionen, Athanasius, christliche Mystik“, rc. war er populär geworden. Sich bei seinem Leichenbegängnisse einzufinden, galt

nun als Ehrenpflicht für Studenten wie für Professoren. Somit war die Beteiligung eine großartige.*)

Die Universität glich einem Krater, bald brauste es da bald dort, und trotz der Beruhigungsversuche des Ministers Wallerstein explodierte es zuweilen, und die Explosionen gingen über die Hörsäle hinaus in's Freie. Die Müßiggänger und Skandalsucher, die sich an die Fersen der Studenten heften wie Rost an edles Metall, durchzogen die Straßen.

Am 9. Februar kam es zu einem ernsten Auflauf, da, wie es hieß, ein Angehöriger des Korps der Alemannen gegen einen anderen Korpsstudenten auf der Straße das Dolchmesser gezogen habe. Die aufregungsbedürftige Lola begab sich herausfordernd in die tobende Menge, die sich jedoch ihr gegenüber so drohend geberdete, daß sie ihren Mut abwarf und in die Theatinerkirche flüchtete.

„Mein Weg führte mich zufällig durch die Theatinerstraße", erzählte uns mein Vater; „als ich den Volksauflauf gewahrte, fragte ich einen Mann um die Ursache. Er berichtete die Flucht der Lola und als ich weiter fragte, ob sie verwundet worden,

---

*) Folgendes Flugblatt wurde ausgegeben:

Christliche Erinnerung an Joseph Görres, Professor an der Universität zu München, geboren den 25. Januar 1776, gestorben den 29. Januar 1848, hat er eine schwere Zeit der Versuchung und des Kampfes durchlebt und immer als ein Licht auf dem Leuchter gestanden.

Zur Zeit der französischen Revolution: wie viele mit fortgerissen: Mit 20 Jahren auf der politischen Rednerbühne.

Zur Zeit der Auflösung des deutschen Reichs: Eine Rückkehr zur Kirche und zum Vaterlande.

Bei der Befreiung Deutschlands: Der Herold am Rhein.

Bei der Restauration ohne Gott und Kirche: Verbannung.

Zur Zeit der neuen Revolution: Ein Eckstein und Hort gegen die neue Flut.

Bei der Verfolgung der Kirche: Eine Leuchtfackel und ein Streiter des Herrn.

Bei der Erschlaffung alles höheren Sinnes und Lebens: Eine Stimme in der Wüste starb er Gott ergeben.

erwiderte er: „Na, ’s is ja grad a Weibsbild, des sie nit wirn ka’.*)

Der Zug gefiel meinem Vater und er hob gern hervor, daß dem bayerischen Volk eine Art Ritterlichkeit innewohnt.

Obgleich den Demonstrationen der Studenten die loyalste Gesinnung zu Grunde lag, — an die Hoheit des Königs sollte sich kein unlauteres Element wagen — so mißfielen sie dennoch dem Könige so sehr, daß er die Schließung der Universität und die Entfernung der in München nicht heimatberechtigten Studenten bestimmte. Als der akademische Senat den k. Befehl durch Anschlag am schwarzen Brett vollzog, erreichte die Aufregung der Studenten den höchsten Grad. Abschiedslieder singend zogen sie Tags darauf durch die Karlsstraße zum Hause des verehrten Rektors „Vater Thiersch“. An allen Fenstern standen Teilnehmende und grüßten die mützenschwenkenden Studenten, oft durch ein lautes „Lebwohl“, und Thränen flossen reichlich aus weiblichen Augen. Auch meine Augen blieben nicht trocken.

Den Bürgern dünkte die Maßregel hart. Die Universität hing mit dem Hab und Gut der Einwohnerschaft zusammen. Sie beredeten sich im Rathause, da ging es lebhaft zu wie in Kriegszeiten. Eine Adresse an den König wurde verfaßt, welche die Bitte um Aufhebung des Relegationsbefehles enthielt. Dann überbrachten Bevollmächtigte das Gesuch dem Monarchen. Dieser versprach, die Sache im Minister- und Staatsrate zu prüfen, und alsbald gab er die Erlaubniß zur Wiedereröffnung der Universität, und ließ den Bürgern sagen, Gräfin Landsfeld sei aufgefordert worden, München zu verlassen. Der König hatte sich seinem Volke zulieb selbst besiegt. „Zwischen meinem Herzen und meinem Volke soll niemand in der Mitte stehen, an die Stelle der bisherigen Spannung und Aufregung sollen Friede und Versöhnung treten,“ lautete des Kö-

*) „Das sich nicht wehren kann.“ Lola Montez soll aber stets eine geladene Pistole bei sich gehabt haben. Lola Montez wurde unter militärischer Eskorte aus der Kirche auf die Hauptwache der Residenz gebracht.

nigs hochherzige Äußerung. Stürmische Ovationen und Adressen bezeugten die Dankbarkeit der Unterthanen.

Neugierige und wilde Rotten belagerten Tag und Nacht die Barerstraße, denn die Abreise der Courtisane stand bevor und dünkte ihnen ein prickelnder Anblick. Aber ehe sie sich's versahen, riß am 11. Februar Vormittags eine Anzahl Polizeidiener die Thore auf, und der Wagen, in welchem die Gräfin Landsberg saß, fuhr blitzschnell dahin; als die Menge zur Besinnung kam, war Lola ferne.*) Tumultuanten schrien und schickten sich nun an, das verlassene Haus zu demolieren. Davon benachrichtigt, verfügte sich der König an Ort und Stelle, ein Löwe unter heulenden Wölfen. Er befahl, sich nicht an seinem Eigentume zu vergreifen.**) Ein Wohlgesinnter stimmte ein Vivat an, und wie ein Wind umschlagend jauchzten alle dem Monarchen zu. Aber ihr Jubel drang nicht in sein Herz.

Bald zeigte sich, daß das Volk weiter und weiter in seinen Wünschen und Forderungen ging.

Frankreich, das so oft der Leithammel für Deutschland war, setzte seine Pariser Februarrevolution durch. Louis Philippe ergriff die Flucht, in Wien floh Metternich, Aufstände und Gräuel hinter sich lassend, in Berlin füllten die Leichen der Barrikadenkämpfer die Straßen, Prinz Wilhelm von Preußen rettete sich nach England.

Auch in Bayern fanden allerorts Versammlungen statt.

Eingaben an den König aus Nürnberg und aus anderen bayerischen Provinzialstädten bezweckten die Einberufung der Stände. Die deutsche Frage bewegte die Gemüter.

In München spielten sich vor der Wohnung des Ministers Berks im Damenstift (Ludwigsstraße) nun täglich Gewaltthaten ab, Barrikaden wurden errichtet, in das Pfeifen und Schreien der Massen mischten sich Rufe auf die Republik.

---

*) Sie entkam nach Blutenburg und reiste von da nach Lindau.

**) Der Hofraum war verwüstet, die schönen Fenster waren zerschlagen, aber die Treppe mit dem gläsernen Geländer war unversehrt geblieben. An Kunstschätzen hatten die Tumultuanten nichts zerstört, hingegen herzhaft Küche und Keller geleert.

Da erfolgte am 3. März ein königlicher Erlaß, daß die Stände am 31. Mai zusammentreten sollten, und daß Minister Bercks „aus Gesundheitsrücksichten" beurlaubt sei.*) Staatsrat Voltz war zu seinem Stellvertreter ernannt.

Trotzdem dauerten die Straßentumulte fort. Die Bevölkerung war tieferregt. Ihren Wünschen und Forderungen sich länger zu verschließen, hätte Unheil für Krone und Land heraufbeschworen. Somit beschlossen selbst die Besonnenen, eine Adresse an den König zu richten, in der Preß- und Gewerbefreiheit, Öffentlichkeit der Rechtspflege mit Geschworenengerichten u. s. w. beantragt wurde. Fürst Leiningen, der Präsident der Reichsratskammer, beschwor den König, die Adresse zu berücksichtigen.

Während der Unterzeichnung dieser Adresse, wozu sich Tausende im Rathause eingefunden hatten, ertönte plötzlich der Ruf: „Die Proletarier der Au wollen das Zeughaus am Anger plündern." Da stürzen Bürger und Studenten ans Zeughaus, um der Verheerung zuvorzukommen. Sie sprengen die Thüren auf und nehmen an Waffen und Rüstungen, so viel sie mit und an sich zu tragen vermögen. Abenteuerlich, mit mittelalterlichen Morgensternen und Hellebarden bewaffnet, ziehen sie aus, mit Sturmhauben und Eisenhüten, in Kettenhemden und Kürassen stellen sie sich an der Pfandhausstraße und am Promenadeplatz zu fernerem Handeln auf. Alte, von dereinstigen Schlachten zerfetzte Fahnen flattern inmitte der seltsamen Krieger.

Da rücken Infanteristen und Kürassiere an und umstellen sie. Zum Glück erfolgt kein Zusammenstoß, denn hoch zu Roß naht Prinz Karl, Ludwigs I. Bruder, spricht begütigend mit den Bürgern und Studenten, mit seinem Wort des Königs Versprechen verbürgend, die Stände einzuberufen. Feurige Hochrufe, Zurückerstattung der Waffen, Fortsetzung und Übergabe der Adresse an den Monarchen folgten Schlag auf Schlag. Ein wahrer Freuden-

*) An den Urlaub schloß sich seine Entlassung an.

taumel herrschte, als der König als Antwort folgende **Proklamation** erließ:

„Ich habe Mich entschlossen, die Stände Meines Reiches um Mich zu versammeln; dieselben sind auf den 16. dieses Monats in die Hauptstadt berufen. Die Wünsche Meines Volkes haben in Meinem Herzen jederzeit voll Widerhall gefunden. An die Stände des Reiches werden ungesäumt Gesetzesvorlagen gelangen, unter anderen: über die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister; über vollständige Preßfreiheit; über Verbesserung der Stände-Wahlordnung; über Einführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit in die Rechtspflege mit Schwurgerichten; über die in der IX. Verfassungs-Beilage angedeutete umfassendere Fürsorge für die Staatsdiener und deren Relikten, dann deren Ausdehnung auf die übrigen Angestellten des Staates; über Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten. Ferner ordne Ich in diesem Augenblicke die schleunige Abfassung eines Polizei-Gesetzbuches an; ebenso befehle Ich die unverzügliche Beeidigung Meines Heeres auf die Verfassung und lasse Ich von heute an die Zensur über äußere wie innere Angelegenheiten außer Anwendung treten. — Bayern erkennt in diesem Entschlusse die angestammte Gesinnung der Wittelsbacher.

„Ein großer Augenblick ist in der Entwicklung der Staaten eingetreten. Ernst ist die Lage Deutschlands. Wie ich für deutsche Sache denke und fühle, davon zeugt mein ganzes Leben. Deutschlands Einheit durch wirksame Maßnahmen zu stärken, dem Mittelpunkte des vereinten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutsamkeit mit einer Vertretung der deutschen Nation am Bunde zu sichern, und zu dem Ende die schleunige Revision der Bundesverfassung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Deutschlands herbeizuführen, wird Mir ein teurer Gedanke, wird Ziel Meines Strebens bleiben. Bayerns König ist stolz darauf, ein deutscher Mann zu sein. Bayern! Euer Vertrauen wird erwidert, es wird gerechtfertiget werden! Schaaret Euch um den Thron! Mit Euerem Herrscher vereint, vertreten durch Euere verfassungsmäßigen Organe laßt uns erwägen, was Uns, was dem gemeinsamen

Vaterlande notthut. Alles für Mein Volk! Alles für Deutschland!

München, den 6. März 1848.

Ludwig.

Maximilian, Kronprinz. Luitpold, Prinz von Bayern. Adalbert, Prinz von Bayern. Karl, Prinz von Bayern.

Fürst v. Oettingen-Wallerstein, v. Beisler, v. Heres, v. der Mark, v. Voltz."

Die Stadt hallte von Jubel. Vor der Residenz, wo vor Kurzem noch Kanonen gestanden,*) dröhnte es am 7. März von Hochrufen; von Häusern und Kirchtürmen wehten blauweiße Flaggen; Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen lustwandelten, die bayerische Kokarde auf dem Hut oder an der Schulter. Gerührt las uns der Vater die königliche Proklamation vor, und zu Mittag tranken wir in der Familie Champagner und toastierten auf des Königs Wohl und auf die Königsfamilie.

Nachmittags wurden sämtliche Truppen und Offiziere auf dem Maximiliansplatz (Dultplatz) beeidigt, Tags darauf begannen die am 4. beeidigten Studenten in 16 Kompanien ihre Exerzitien unter der Leitung von Landwehr- und Linien-Offizieren und Unteroffizieren. Und gleich ihnen organisierten sich Professoren-, Künstler- und Beamten-Kompagnien, die alle zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt beitragen wollten.

Das Marsfeld, wo die Exerzitien großenteils abgehalten wurden, zeigte ein buntes Thun und Treiben. Schaulustige Frauen und Mädchen zogen hinaus und betrachteten stolz ihre Väter, Brüder,

*) Fürst Wrede, nicht zu verwechseln mit dem Feldmarschall Fürst Wrede, dessen Standbild sich in der Feldherrnhalle zu München befindet, war während des letzten Aufruhrs am 4. zum Minister ernannt und nach demselben wieder entlassen worden. Er ließ Kanonen vor das Residenzgebäude auffahren und erklärte dem Monarchen, gegen solchen Aufruhr gäbe es nur ein Mittel, mit Kartätschen unter die Menge zu schießen, weßhalb ihn dann der Volkswitz Kartätschenminister nannte.

Söhne und Freier im neuen Amte, und fröhliche Szenen spielten sich neben dem Ernste ab.

Die Hauptwache und die Kasernzimmer der Studenten befanden sich in dem königlichen Akademiegebäude; bisweilen erschien König Ludwig I. in dem heiteren Heerlager. Die frische Schaar sang dem König zu Ehren ein Lied, und er sprach ermunternde, anerkennende Worte zu ihr. Das waren die Lichtseiten, die Schattenseiten blieben nicht aus. —

Ein eifriges Mitglied des Freikorps war auch mein Vater, denn Gesetzlosigkeit war ihm ein Dorn im Auge. Voll Dankbarkeit für die von dem Könige gegebenen Zugeständnisse brauste er ärgerlich auf gegen diejenigen, die unzufrieden blieben. Und die Vorgänge in Paris, in Wien und in dem übrigen Deutschland erzeugten auch in Bayern die „stets Mißvergnügten", demokratische Fanatiker und Schwärmer. Eines Morgens ging ich mit dem Vater in die Stadt, da begegneten wir einem bekannten Maler, der schon von weitem rief: „Guten Morgen, Kobell, nun was sagst du zu den Geschichten. Jetzt nimmt ja die ganze regierende Welt Reißaus!"

„Ja, die Nichtswürdigen haben es weit gebracht," meinte mein Vater in Bezug auf die Aufrührer.

„Sie verdienen aber auch, daß man ein Exempel statuiert."

„Denn ihre Erbärmlichkeit —"

„Ihre empörenden Übergriffe — "

„Ich wollte, sie wären wo der Pfeffer wächst."

„Das wird nicht lang auf sich warten lassen!"

„Hoffen wir es!"

„Schon jetzt hört man Hochrufe auf die Republick und mit dem Tyrannendruck ist's vorbei."

„Was?" rief da entrüstet mein Vater, das Mißverständnis erkennend, „so meinst Du es? Jetzt bin ich schon fertig mit Dir und mit Deiner sauberen Ansicht!"

Und wie die zwei Hälften einer geplatzten Bombe flogen sie auseinander. Ich wäre während des Zwiegespräches vor unterdrückter Lachlust bald selbst geplatzt, da ich das Quiproquo sofort

gemerkt hatte, aber nie in des Vaters Politik hineinreden durfte. Am 8. März wurde Freiherr v. Thon-Dittmer*) zum Minister des Innern berufen und wie ein Erretter aus aller Not von den Freisinnigen begrüßt. Fürst Wallerstein hatte sein Portefeuille niedergelegt. Am 9. März celebrierte der Erzbischof ein Dankamt in der Frauenkirche „Zur Rettung des Vaterlandes und des Herrscherhauses und zur Bitte um Erhaltung des inneren und äußeren Friedens." Ein Gefühl der Andacht und der Befreiung von Sorge erfüllte Alle in der Kirche, und als man heraustrat, schüttelten sich Freunde, ja selbst nicht näher Bekannte, die Hände mit einem „Grüß Gott — Gottlob, daß wieder Ruhe ist."

Deputationen aus dem ganzen Königreiche, Serenaden, Theater, Ovationen für König und Königin folgten sich in der lichten Festwoche. Zur Besichtigung der großartigen Beleuchtung der Residenz und Ludwigsstraße waren uns von dem Großvater Franz sogar Fenster in seinem Hause angeboten worden! Leider erlebte mein guter Großvater Ägid nicht mehr die sonnigen Tage.

Aber schon am 16. März begannen wieder Tumulte und Straßenkrawalle. Die von Einigen ausgegebene Parole „Gräfin Landsberg ist schon wieder da — sie ist im Schloß Fürstenried" machte die Leute wie rasend. Sie zogen hinaus zur Verfolgung der Verhaßten. Da sie sie nicht fanden, entstand das Gerücht, sie sei nach München in das Polizeigebäude geflüchtet. Diese Annahme verleitete die Tumultuanten zur Stürmung des Polizeigebäudes. Bierwagen wurden umgestürzt, mit den Deichseln die Fensterstöcke eingestoßen, die Thore gesprengt und in den Amtszimmern die Gräfin gesucht. Ohne Erfolg — denn sicherlich war Lolas Rückkehr eine böswillige Erfindung; dann zog der fanatische Troß vor jedes Haus, in dem er der Gräfin Zuflucht vermutete, in groben Ausschreitungen gegen Militär und Studenten, die unerschrocken und voll Pflichttreue handelten. Offizielle Maueranschläge, welche bekundeten, Gräfin Landsberg sei am 14. März von Karls-

*) Bisher Bürgermeister in Regensburg.

ruhe nach Frankfurt gereist, das bayerische Indigenat sei der Gräfin genommen, — wurden verhöhnt, und johlend setzten die Aufrührer ihr Handwerk fort, durch Geld von dieser und jener Partei unterstützt, wie behauptet wurde.

Am 18. März und die folgenden Tage war München wie im Belagerungszustand. An 10,000 Bewaffnete, Militär und Freikorps, waren teils auf Plätzen und Straßen aufgestellt, teils in den Kasernen konsigniert. Den revolutionären Umtrieben sollte ein Ende gesetzt werden. Deputationen begaben sich zu dem König und zu den eingetroffenen Abgeordneten der Ständekammer.

Dunkle Gerüchte kamen wie die Raben herbei, und wer nicht zu den Aufrührern zählte, harrte bange der Lösung der Dinge.

Da erschien jäh und unerwartet am 20. März das folgende Königliche Patent:

„Ludwig
von Gottes Gnaden, König von Bayern, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben &c.

Wir haben uns Allerhöchst bewogen gefunden, zu Unseres geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian, königlichen Hoheit, Gunsten auf unsere Krone zu verzichten, und fügen mit diesem zugleich zu wissen, daß wir von nun an die Namens-Titulatur König Ludwig (Majestät) und Unsere vielgeliebte königliche Gemahlin die Titulatur Königin Therese (Majestät) führen werden. Vorstehende Unsere Verzichtleistung und Titulatur-Bestimmung ist in Unserem Regierungsblatte zur öffentlichen Kenntnis zu bringen. Gegeben München, den zwanzigsten März des Jahres Eintausend Achthundert und achtundvierzig im dreiundzwanzigsten Unserer Regierung.

Ludwig."

„Königliche Worte an die Bayern.

Bayern! Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun im

23. Jahre geherrscht. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian.

Treu der Verfassung regierte ich, dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht; als wenn ich eines Freistaats Beamter gewesen, ging ich mit dem Staatsgut, mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank Allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Teutschland! —

München, den 20. März 1848.

Ludwig."

Der Eindruck war ein mächtiger. Die Bevölkerung war erschüttert und tief ergriffen. Manchem fiel es wie eine Schuld auf die Seele, dem Monarchen, der so viel Gutes für sein Land gethan, derart gedankt zu haben, daß er seine Krone niederlegte.

Im Vollgenuß seiner körperlichen und geistigen Kräfte, aus Überzeugungstreue, den Szepter aus der Hand zu geben, ist groß; und groß ist es auch, der That, die man für recht erkannt hat, keine Reue anzuhängen. Diese Größe bewährte Ludwig I.

Niemals hat der König seinen Entschluß bereut. Er grollte dem Volke nicht, sondern fuhr nach seiner Thronentsagung in seiner erhabenen Aufgabe fort, München zu einer Stätte der Kunst zu erheben und demselben das Gepräge einer Hauptstadt zu verleihen. Und als er am Ludwigstag (25. August) 1862 das, wie die Inschrift sagt, „aus Dankbarkeit von der Stadt München" auf dem Odeonsplatz ihm errichtete Reiterstandbild betrachtete, da war die Eintracht zwischen ihm und seiner Stadt München wieder voll hergestellt.*)

*) In der sog. Ahnengallerie der Residenz befindet sich das von Zimmermann gemalte Bildnis des Königs, im Stifter-Saal der alten Pinakothek ein solches von Jos. Stieler. Im Eingangssaale der neuen Pinakothek sieht man das Gemälde von W. Kaulbach: Ludwig I. in der Hubertusordenstracht, und in einem Seitenkabinet das Jugendporträt Ludwigs von Angelika Kauffmann. Das von Widemann gefertigte, von F. von Miller gegossene Reitermonument des Königs bildet den Schmuck des Odeonsplatzes.

Den Schluß bilde folgendes von Ludwig I. verfaßte Gedicht, in dem der König sich in seiner großen Gesinnung selbst schildert:

Späteres Königsgefühl.

Wenn des Guten Saat, die er gestreut,
Aufgegangen jetzt der König sieht,
Daß, was er gegründet, gut gedeiht,
Daß er sich vergebens nicht bemüht.
Daß, was sonsten nur sein leeres Sehnen,
Er als reiche Wirklichkeit erblickt,
Ja! alsdann ist's nimmermehr ein Wähnen,
Daß sich auch ein König fühlt beglückt. —
Sehend, wie auf seinen Wink entsteigen
Bauten edlerer Gediegenheit,
Ihre Wände Malereien zeigen
Seelvoll lebensfrischer Herrlichkeit.
Oh! Durchwonnend ist es, Thränen stillen,
Helfen könnend, wie's das Herz begehrt,
Wenn die Mittel gleichen unserm Willen,
Dann ist unser Loos beneidenswert.
Nicht die Freiheit, die er sonst empfunden,
Wünschet er sich jemals mehr zurück,
Selbst nicht für die Jugend, die verschwunden,
Gäb' er hin sein gegenwärt'ges Glück.

Kobell, Luise <<von>>,

Unter den vier ersten Königen Bayerns nach Briefen und eigenen Erinnerungen

Bd.: 1

1894